

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 4 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher, Melitta Breznik,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lisz Hirn, Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Robert Pfaller,
Julya Rabinowich, Angelika Reitzer, Kathrin Röggl,
Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wisser

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

HELENA ADLER: QUARANTANAMO 4	3
BETTINA BALÀKA	5
BIRGIT BIRNBACHER	7
MELITTA BREZNIK	8
ANN COTTEN	14
NAVA EBRAHIMI: CORONA-TAGEBUCH 4,	17
VALERIE FRITSCH: CORONA TAGEBÜCHER 4	20
MONIKA HELFER: CORONA-TAGEBUCH 4	21
LISZ HIRN: QUARANTÄNETAG	23
LUCIA LEIDENFROST: CORONA TAGEBUCH (TEIL 4)	24
CHRISTIAN MÄHR: CORONA-TAGEBUCH 4	26
ROBERT PFALLER : CORONA-TAGEBÜCHER TEIL 2	28
JULYA RABINOWICH: ECHOKAMMER 4	29
ANGELIKA REITZER	30
KATHRIN RÖGGLA: HÖHERE GEWALT AM 4.4.2020	34
THOMAS STANGL	37
MICHAEL STAVARIČ: CORONA-TAGEBUCH TEIL 4	40
DANIEL WISSER: CORONA DIARIES	43
BIOGRAFIEN	47

Helena Adler: Quarantanamo 4

4.4.2020

Wir schleichen jetzt jeden Tag in den Wald, noch bevor die Dämmerung einsetzt, brechen wir auf. Dort, am Rand zum Wald befindet sich der Übergang in eine alte Welt, die noch genauso aussieht wie früher. Die genauso riecht wie immer. Die Luft dort ist rein. Nichts kontaminiert. Kein Reh hier trägt eine Maske. Und die Jäger bleiben schon lange aus, treffen uns nicht. Hier trifft höchstens Keiner Jemanden. Und wenn Jemand die Straßenseite wechselt, nimmt Keiner das persönlich. Der Jäger hockt in seiner Hütte und ist sich selbst nicht überdrüssig. Er säubert seine Büchsen, moussiert mit dem Dachshaarpinsel sein Gesicht für die Rasur und kitzelt den Dackel mit dem Gamsbart am Bauch, solange bis er einen winselnden Zungenkuss erzwingt. Alles sitzt an seiner Stelle, alles ist stubenrein. So stubenrein wie die breiten Kisten der selbsternannten Straßensheriffs, die jetzt täglich mit Lautsprecher und Maßband durch unsere Spielstraßen patrouillieren wie Abstandswauwaus und ihre Brusthaare heraushängen lassen, bevor sie wieder in ihre Garagen heimkehren, um die großkalibrigen Kutschen mit dem Gartensprinkler zu duschen und sie im Sonnenschein zu polieren. Noch ehe der erste Vogelkot fällt, noch bevor ein welkendes Blatt sinkt, konserviert der Lack das schöne Blech, dem niemand etwas anhaften kann. Solche Prachtstücke muss man zeigen, seine ganz persönliche Sicherheit aus reichlich Entfernung präsentieren, ein so schweres Geschütz mit Scheiben so breit wie Panzerglas gehört aufgefahren, da dringt so leicht nichts hindurch. Die Karosserie wird umfunktioniert zur Artillerie. Man zeigt, was man hat, man zeigt seine Ostereier. Da fährt kein Lüftchen mehr durch Schlitze und Fugen, und wo Vakuum herrscht, da stirbt jeder Keim. Da existiert kein Leben. Und alles glänzt so schön, dass man sich selber gleich mitlackieren möchte. Aber vor allem markiert man sein Revier. Man schließt die Tore und stutzt die Hecken, wenn man schon nicht das eigene Haar kürzt. Die Grünfläche wird zur Prestigeoase, der frisierte Ginsterbusch zur Gartengalionsfigur. Nur für den Lenz wird die Tür geöffnet und eine Lanze gebrochen und alles singt Veronika.

Wir ducken uns ins Dickicht und halten still und den Atem an, bis zwei bo-
xende Feldhasen in ihrem Kampf fast an uns andocken, weil sie uns nicht se-
hen. Wir haben uns nicht getarnt, nur angepasst. An die Sprache des Waldes
und die besteht aus Schweigen und Lauschen. Nur dichten, grübeln und träu-
men darf man so laut man will. Ein Gö Gock in unmittelbarer Nähe schreckt
uns auf, oh ja! Ein Fasan! Sein Schrei hat meine so lange fadisierten Fasern
durchdrungen und aufgeweckt. Es folgt der hörbare Flügelwirbel, der Flucht-
fähigkeit im Ansatz suggeriert, während wir in der Hocke verharren und mit
dem Fernrohr in seine Richtung zielen. Er hat uns längst erspürt mit seinen
erröteten Wangen und schleicht mit langen Schattenschritten über die Lichtung
und ins nächstbeste Gebüsch hinweg. Bussarde erweitern ihr Revier wie wir.
Sie kreisen über unseren Köpfen und werden zu Aasgeiern, doch den Adler
und seine Kinder greift man nicht so leicht. Hab Acht, Habicht! Es wird schon
hell.

Wir spazieren nachhause und stoßen auf eine alte Linde, die unter Denkmal-
schutz steht und wir stehen unter ihrem Schutz, weil wir jetzt endlich jemanden
zum Anlehnen haben und uns allein ihre Stabilität und Bodenständigkeit Lin-
derung verschafft. Der Bauer grüßt von der Weite, wir stinken zurück. Ich er-
zähle meinem Sohn vom tollwütigen Zirkuspferd, wegen dem wir nicht mehr
unter die Leute dürfen. Ein weißes Vieh mit einer Krone aus blau gefärbten
Straußenfedern auf dem Kopf, das einen beißt, wenn man ihm zu nahetritt. Es
hört auf den Namen Pestie und kommt aus dem Zirkus, der gerade seinen Na-
men und all seine Zuschauer verliert. Und was macht ein Zirkuspferd ohne
Publikum? Es nimmt Reißaus und dreht den Fleischspieß um. Es wildert sich
aus und domestiziert den Menschen, drängt ihn in sein Gemäuer zurück, lässt
ihn das Höhlengleichnis neu erfinden. Die Welt wird zu seiner Manege. Nur
den Kindern tut es nichts, verspreche ich. Doch da kommen noch andere Rös-
ser, denke ich und behalte es für mich. Das rote Marspferd zum Beispiel. Und
das schwarze Caesium 137 Pferd, das in der Nacht leuchtet. Wir gehen nicht
mehr bei Regen hinaus, beschließe ich. Ganz hinten noch das Fahle, über das
nicht gesprochen werden darf. Sie reiten zusammen und gegen den Wind. Wir
hören sie nicht, wir riechen sie nicht. Aber wir spüren ihre Nähe allgegenwärtig

und diese ihre Gegenwart ist es auch, die uns in unserem Jetzt verweilen lässt. Wir liegen auf der Lauer und bilden eine eigene Korona. Guerillatruppen aus Kernfamilienmitgliedern, ständig im Widerstand und immer auf der Hut. Wir hüten unsere Liebsten und hüten uns vor den Reitern. Der Showdown kommt vielleicht erst nach dem Shutdown. Entweder werden wir ausgerottet oder wir rotten uns endlich zusammen, sinniere ich herum.

Bettina Balàka

5.4.2020

Als Kind besaß ich eine Reader's Digest-Ausgabe des *Dschungelbuches* von Rudyard Kipling, wobei sich die Erinnerung daran mit dem Disney-Film von 1967 vermischt. In dieser Fantasie war das Leben im Urwald, weit weg von den Menschen, schöner und freier als das restriktionsreiche Schuftentum in der Zivilisation. Mogli, der Junge, der es so gut getroffen hatte, ging allerdings zu guter Letzt wieder zur eigenen Spezies zurück. Weshalb, konnte ich mir nicht erklären. Jetzt, wo ich mitten in einer Großstadt fern der Menschen lebe, wächst mein Verständnis.

Natürlich war Mogli nicht allein im Dschungel, sonst hätte er auch nicht überlebt. Er wurde in ein Wolfsrudel aufgenommen und hatte in dem Bären Balu und dem Panther Baghira zuverlässige Freunde. Und natürlich gab es auch im Dschungel Gesetze, denen man unterworfen war, aber sie erschienen mir wesentlich sinnvoller als die Verpflichtung, meinen Milchreis aufzuessen, wenn ich nicht hungrig oder ins Bett zu gehen, wenn ich nicht müde war. Die Kommunikation mit den Tieren funktionierte genauso wie mit Menschen, was wohl der Hauptgrund dafür war, weshalb Mogli auf Artgenossen verzichten konnte. Erst viel später erfuhr ich vom Schicksal echter „Wolfskinder“, die ohne menschliche Ansprache und Fürsorge aufwachsen mussten. Sie gingen nicht annähernd so unbeschadet aus dieser Erfahrung hervor wie Mogli.

Ein härteres Bild vom Überleben in der Natur fand ich in der Trilogie *Die Höhlenkinder* gezeichnet. Die zehnjährige Eva und den dreizehnjährigen Peter verschlägt es in ein alpines Tal, das von einer Steinlawine von der Außenwelt abgeschnitten wird. Zum Glück sind sie sehr versiert darin, sich von Beeren und Pilzen zu ernähren, Werkzeuge herzustellen, Tiere zu jagen und zu zähmen, und der Zufall kommt ihnen in Gestalt eines Blitzeinschlages zu Hilfe, der das Feuer bringt. Trotz der Anstrengungen erschien mir auch dieses Dasein nicht übel, wengleich es mich empörte, dass Eva automatisch alle Textilarbeiten übernahm und immer an der jeweiligen Wohnstätte blieb, während Peter herumstreunte wie ein Luchs in seinem Revier. Irgendwann wurden die beiden dann auch erwachsen und nolens volens ein Paar. Der Gipfel meines Unmuts war erreicht, als Peter im Zuge eines Streites einfach zuschlug (Männer können nicht anders) und erst durch Evas ernsten Liebesentzug geläutert wurde (Frauen als zivilisierende Kraft). Die *Höhlenkinder*-Trilogie des unter dem Pseudonym Alois Theodor Sonnleitner schreibenden böhmischen Autors Alois Tluchoř wurde zwischen 1918 und 1920 veröffentlicht. In der Isolation steigt die häusliche Gewalt, lauten Meldungen aus dem Jahr 2020.

Die Natur, die wir uns untertän gemacht haben, hat uns in die Ödnis unserer selbstgeschaffenen Lebensräume zurückgeschickt. Wenn wir alle Schlangen ausgetrickst, alle Bären ausgerottet, alle Bäume gefällt und alle Sümpfe trockengelegt haben, sitzen wir in unseren betonierten Käfigen und sehnen uns nach draußen. Architektur und asphaltierte Flächen haben wenig Reiz, wenn es keine Restaurants, Geschäfte, Friseure, Kinos oder Museen aufzusuchen gibt. Alles flüchtet ins Grüne, läuft, fährt Rad, walkt und spaziert.

Kiplings Affenstadt ist ein Menschenwerk, das sich der Dschungel wiedergeholt hat. Tempel und Paläste sind von Lianen überwuchert, Bäume brechen aus dem gepflasterten Boden, Statuen zerfallen, in den Zisternen grünen Wasserpflanzen. Die Bandar-log, das Volk der Affen, beherrscht die Ruinen.

Heimgesucht von einem Virus, den er der Wildnis entrissen hat und den er nun genauso wenig wieder los wird wie der Zauberlehrling die unbedacht gerufenen Geister, hält sich der Mensch von vielen Orten fern, die er bisher belärmt, beleuchtet, verschmutzt, befahren und bevölkert hat. Vor der Küste Kolumbi-

ens springen hunderte von Delfinen, Damhirsche weiden in den Vorgärten East Londons, Wildpferde streifen durchs nächtliche Sarajevo, eine Herde wilder Kaschmirziegen nascht an den Hecken eines walisischen Dorfes. In Brasilien und Indien kommen Meeresschildkröten in Scharen an die verlassenen Strände, um ihre Eier zu legen, wilde Truthähne streifen über den Campus von Harvard, ein Jaguar schlendert durch einen mexikanischen Badeort und in Indien wird sogar eine der ausgestorbenen geglaubten Malabar-Zibetkatzen auf einem Zebrastrifen gefilmt.

Der Mensch ist entzückt, ein bisserl schämt er sich dafür, was er, der doch so große Musik hervorbrachte, alles vergeigt hat. Wenn er einen Garten hat, schätzt er ihn im Lockdown besonders, er gräbt und jätet und sät und pflanzt. Jedes Keimen, jedes Aufblühen erscheint ihm ganz wunderbar. Hat er keinen Garten, gärtnergert er am Fensterbankerl oder zieht zumindest Sprossen in einem Glas. Wenn er wieder frei ist, wird er hinaushasten in die Natur, wird Berge erklimmen und Meere durchfahren, er wird klettern, raften, tauchen, mountainbiken, kein Meter Wald wird unbewandert bleiben, kein Meter See unbeschwommen, er wird Blumen pflücken und Tiere mit der Kamera jagen, er wird die Natur mit seiner unbändigen Liebe ersticken und erdrücken.

Birgit Birnbacher

4.4.-5.4.20

was der mensch alles von drinnen nach draußen verlegt. oder: wann habe ich zuletzt im wald einen mann vor einem christbaumfeld referieren, einen mann querflötespielen und einen mann (läufer) vor die hecke eines altmorzger herrenhauses hinschießen sehen. ich meine, ich spiele den komodowaran und die gibbonaffenmama auch unauffällig, wenn ihr vorbeigeht. die moral sinkt jeden tag weiter hinab richtung wirklichkeit, auch unter querflötenspielern, auch unter waranen.

für meine 92-jährige nachbarin und mich ändert sich wahrscheinlich am wenigsten. wir sind mit allem, was wir haben, hier drin. wir brauchen sonst nichts. das videotelefonieren offenbart, warum ich telefonieren schon immer gehasst habe. die aufgezwungenen sekundenfüllersätze, der fehlende rhythmus im *du sagst ich sage*-ton. dazu kommt die zeitverzögerung.

die tage sind jetzt lang und schön. abends sind wir von der sonne und vom wind ähnlich einer krankheit müde. das stärkt mir den inneren ton. ich träume jeden tag romane und erinnere mich an sie. diese art trance macht mir einen anfang möglich, ich spüre ihn kommen und schreibe von ihm, damit es ihn gibt.

unsere wohnung ist immer geöffnet, sagt mein kind.

Melitta Breznik

28.3.2020

Die Verschnaufpause der letzten Tage nach der Räumung der Station und dem Aufbau des Care-Teams hält an. Inzwischen haben sich einige Mitarbeiter, denen die ganze Situation Angst macht, zu einem Gespräch gemeldet. Mit unserem Psychologen habe ich Videos über Entspannung, Schlaf und die Information über die Sprechstunde auf die betriebsinterne Kommunikationsplattform gestellt. Das Foto, das ich gestern von der leeren Station gemacht habe, die für die ersten Isolationspatienten bereit ist, steht in krassem Gegensatz zu der gemütlichen Ausstrahlung, die sie vorher hatte, mit dem Springbrunnen am Eingang, der Bücherwand, jetzt ist alles mit Plastikfolie umwickelt, oder in den Keller verfrachtet. Ich hatte in den letzten Tagen vor Schließung noch zuversichtlich Osterschmuck mit Holzhasen und ausgeblasenen Eiern angebracht, ein geschmückter Zweig steht noch neben dem Medikamentenschrank im Bunker. Es wird Sommer werden, bis wir wieder auf der Station einziehen können, vielleicht auch später.

Daneben läuft inzwischen ein bedächtiger Alltag ab, den ich genieße, im Bewusstsein, dass sich das schlagartig ändern kann. Genügend Schlaf, vormittags schreiben an einem Buchprojekt für Psychotherapie, das schon einige Zeit herumliegt, Allfälliges für das Spital ausarbeiten, stets erreichbar, aber doch Zeit, um spazieren zu gehen, im Garten das Laub zu beseitigen, das wegen des frühen Schnees im letzten Winter noch eine braune, verbackene Schicht über die ersten Grasspitzen legt. Die Frühlingsknotenblumen und kleinen Hyazinthen beginnen zu sprießen, ein paar Primeln verteilen als bunte Farbtupfer an den sonnigen Stellen ihre zuversichtlich stimmende Pracht. Die Amseln singen am Morgen lauter und selbstbewusster und in den warmen Mittagsstunden tummeln sich geräuschvoll die Stare im großen Lärchenbaum hinter dem Haus. Für sie ist es Frühling, sie wissen nichts von dem, was rund um sie in der Menschenwelt vorgeht.

Gestern habe ich für einen Freund, der seinen 67. Geburtstag feierte, die ersten Veilchen gepflückt und vor seine Türe gestellt. Normalerweise würden wir bei einem gemütlichen Essen zusammensitzen, doch selbst die Einladung, bei ihm im Garten – mit genügend Abstand – einen Kaffee zu trinken, habe ich ausgeschlagen, will nicht Überträger sein, weil ich bereits unweigerlich in Kontakt komme mit Pflegenden und Ärzten, die infizierte Patienten betreuen und Abstriche bei Verdachtsfällen machen. Selbst wenn ich noch nicht an „vorderster Front“ arbeite, ist Vorsicht geboten. Da ist sie schon wieder, diese Sprache mit ihren Kriegsmetaphern. Auch wenn ich mit meiner Freundin, einer pensionierten Ärztin in Tirol, telefoniere, schlägt der Katastrophenmodus wieder zu. Sie hatte sich „freiwillig gemeldet“, um mit einem Ambulanzfahrzeug bei Verdachtsfällen zu Hause Abstriche zu machen, gemeinsam mit einem Studenten, der dann zwei Tage später positiv getestet wurde. Jetzt ist sie zu Hause in Quarantäne, wartet, ob Symptome kommen.

29.3.2020

Abends telefoniere ich fast täglich mit meiner Freundin im Tessin, die vor 2 Wochen aus der Lombardei gekommen ist, wo ihre Tochter mit Familie wohnt. Sie ist Schriftstellerin und Übersetzerin und weiß sich gut allein zu beschäftigen, doch die Tage der Quarantäne, die sie strikt einhielt, waren nicht ganz

einfach für sie, denn sie hatte Schuldgefühle ihrem Mädchen gegenüber, das jetzt in der Wohnung nahe Mailand die meiste Zeit mit der einjährigen Tochter zu Hause ist. Deren Mann ist Anästhesist und arbeitet auf einer Station mit Coronapatienten. Wie viele andere erledigt meine Freundin ihre Arbeit von zu Hause aus, der Schub an Innovationsbereitschaft in unserer Generation über Fünfzig ist gestiegen, denn sie unterrichtet ihre Studenten via Skype und hat gelernt, auch ihre privaten Kontakte so zu pflegen. Nur mit mir telefoniert sie, ich mag es, mir meine eigenen Vorstellungen darüber zu machen, wie sie gerade aussieht, ich konzentriere mich lieber aufs Hören. Man hört viel, wenn man will, die kleinen Nuancen in der Stimme, die Pausen, oder das schnelle „Darüberreden“ des Gegenübers, bevor man seine Frage beendet hat, weil jetzt nicht der richtige Zeitpunkt dafür ist, um darauf zu antworten. Welche Auswirkungen die technischen Entwicklungen der Kommunikation nach der Epidemie haben werden, darauf bin ich gespannt. Die Notwendigkeit zu allerlei Terminen, die ich wegen der Station oder wegen Fortbildungen im Normalfall zu absolvieren habe – von Scuol nach z.B. Basel sind es mehr als vier Stunden – wird vielleicht abnehmen, weil mehr mit Videoschaltung möglich sein wird. Die Norweger machen das schon seit mehr als 20 Jahren, aber dort sind die Entfernungen ja evident und teils unüberbrückbar mit über 1000 km Distanzen zur Hauptstadt. Heute habe ich eine Mail von meiner norwegischen Freundin aus Stavanger bekommen, wo sie als Anästhesiepflegerin im Zentrumskrankenhaus arbeitet. Dort ist noch die Ruhe vor dem Sturm, alle Vorbereitungen sind getroffen, genau wie in unserem kleinen Krankenhaus in den Schweizer Bergen, wir sind vorbereitet und warten. Wenn ich an die langen Sandstrände südlich von Stavanger denke, überfällt mich eine Sehnsucht, wie früher gemeinsam mit meiner Freundin stundenlange Spaziergänge zu unternehmen und es wird mir bewusst, wie geschlossen die Grenzen um uns sind. Selbst wenn ich wollte, könnte ich jetzt nicht dorthin fahren, auch nicht zu meinem Bruder in die Steiermark oder zu meiner Freundin nach Tirol.

Beim Durchblättern der Zeitungen von vergangener Woche fällt mir auf, wie sich der Ton und die Richtung der Berichterstattung schleichend ändert. Plötzlich geht es um die Wirtschaft und die Visionen, wie man den „Shutdown“

schrittweise lockern könnte, um den Staatshaushalt nicht zu gefährden. Gleichzeitig auch in einem Kommentar die Diskussion der Triageempfehlungen der „Schweizerischen Gesellschaft der Medizinischen Wissenschaften“, die ich bereits letzte Woche studiert habe. Es ist ein Papier zur Orientierung für Intensivmediziner in absoluten Notlagen, wenn die Entscheidung anstehen sollte, wer beatmet wird und wer nicht, doch bereits eine Woche später habe ich den Eindruck, es würde zur Meinungsmache missbraucht, obwohl die Situation vielleicht gar nicht so schlimm werden muss. Unschwellig kommt für den Leser die Botschaft an: „Wir rechnen mit Kollateralschäden, die wir in Kauf nehmen müssen, wenn wir das Land vor dem wirtschaftlichen Kollaps bewahren wollen...“.

30.3.2020

Normalerweise ist das große alte Haus, in dem ich eine Wohnung gemietet habe, nur in den Ferien auf allen vier Etagen bewohnt, doch seit 2 Wochen ist in jedem Stockwerk die junge Generation der Besitzerfamilien eingezogen, sie sind aus Zürich und Basel hierher geflüchtet und haben sich darauf eingerichtet, die nächsten Wochen und Monate hier zu verbringen, was mich ja nicht stören würde, solange sie sich von mir fernhalten, als potentieller Überbringer des Virus, weil ich im Spital arbeite. Das tun sie inzwischen auch, wir haben die Telefonnummern ausgetauscht und versuchen im 2-Meter-Abstand aneinander vorbeizukommen, auch im Garten, wenn gerade schönes Wetter ist und sich alle dort aufhalten. Der Nachteil des alten Hauses ist seine Hellhörigkeit und vor allem die schlechte Geruchsabdichtung zwischen der Küche im Untergeschoss und meinem Schlafzimmer. Für ein paar Tage im Jahr und in der warmen Jahreszeit ist das für mich kein Problem, doch jetzt bei minus zehn Grad und Schneetreiben, kann ich nicht die ganze Zeit auf Durchzug stellen. Also bin ich in die Gästekammer über dem Flur ausgewandert, die, obwohl etwas spartanisch eingerichtet, in dieser Zeit der Bedrängnis einen willkommenen Zufluchtsort bietet. Inzwischen finde ich es gemütlich dort und gehe abends gern in meine „Höhle“, bevor ich mich ärgere und mit einer manischen Lüftungsaktion beginne. Man nennt das „Dichtestress“, ich wusste nie genau, was man darunter versteht. Es gibt einen famosen Hygieneanleitungsfilm von

der New York Times, den habe ich meinen neuen Nachbarn weitergeschickt, damit wir wenigstens im Gang regelmäßig die meist betatschten Flächen desinfizieren. Damit ist auch die ausgelassene Ferienstimmung, die zunächst in den ersten Tagen herrschte, mit lautem Gelächter und Gebrüll am Abend, gelindert, sie haben die Situation erfasst: Urlaubsausgelassenheit gegen Versorgungsauftrag.

31.3.2020

Heute habe ich es geschafft vor dem Wecker trotz Umstellung auf die Sommerzeit aufzuwachen. Hoffe, das klappt auch in den nächsten Tagen. Ich hasse die Umstellung auf die Sommerzeit, schade, dass dieses Geschäft in der EU jetzt wieder liegen bleibt. Die Schweiz wird sich einfach anschließen müssen, wenn die EU hoffentlich auf Winterzeit bleibt. Bin auch erst anhand der Debatte in den letzten Jahren darauf gekommen, dass die Sommerzeit bereits im 1. Weltkrieg und dann auch im 2. Weltkrieg zu Energiesparzwecken eingeführt worden war. Doch es gibt genügend Anhänger der Zeitumstellung hier, weil man abends länger Freizeit im Freien verbringen kann. Mir ist die Schonung meiner inneren Uhr wichtiger, bin mir sicher, dass die Umstellung meinem Körper einiges abverlangt, denn ich benötige eine Woche, bis ich keine Nebenwirkungen mehr wahrnehme.

Mein Schlaf ist gut, außer gestern, als ich im Traum auf einer von schwerem nassen Schnee bedeckten Straße durch die leere Stadt gelaufen bin, in Gummistiefeln, das Vorankommen war mühsam, ich war völlig erschöpft, allein unterwegs, als am Himmel plötzlich tausende beleuchtete Drohnen aufgetaucht sind. Eigenartigerweise strahlten alle ein warmes Licht aus, sie versuchten sich zu formieren, und erst nach und nach ist mir die Bedrohung bewusst geworden, die von ihnen ausging. Ich bin mit Herzklopfen aufgewacht und in der mich umgebenden Dunkelheit hatte ich kurz das Gefühl, völlig allein auf der Welt zu sein. Also doch unbewusste Ängste, obwohl an der Oberfläche im Alltag nichts spürbar ist, ich bin ausgeglichen und ruhig, vielleicht hilft auch meine Neugierde, mich und meine Stimmung über Wasser zu halten. Solche Zeiten der Verunsicherung haben meine Eltern im Krieg des Öfteren miterlebt, und ich frage mich auch immer wieder, wie sehr diese verbildlichte Gefahr aus der

Luft von meiner Mutter an mich weitergegeben worden ist. Ihre Erzählungen über die Bombennächte in Frankfurt haben sich irgendwo in mir abgelagert.

1.4.2020

Vor ein paar Tagen „Maskentreffen“ unserer Mitarbeiter auf unserer leeren Station. Wir stehen in gebührendem Abstand zueinander, im Spital ist Maskenpflicht ausgerufen worden. Wir freuen uns über die unverhoffte Begegnung, vermissen den Alltag miteinander, alle sind inzwischen anderen Bereichen zugeteilt, die Sekretärinnen im Krisenstab, oder im Corona-Testbüro, der Psychologe und ich im Care-Team, mein Kollege betreut die Programmierung der Informatik für die neuen medizinischen Tabellen und Abläufe. Wir spüren für einen kurzen Moment die Zusammengehörigkeit, die ich später vermissen werde, wenn ich nicht mehr im Spital arbeiten werde, denn in ein paar Jahren bin ich pensioniert. Klingt absurd, ich kann es mir auch noch nicht vorstellen. Wenn ich schon bei den endlichen Dingen bin, ich habe mein Testament aktualisiert, es gibt zwar nicht viel zu verteilen, aber ich mag keine Unordnung hinterlassen. Die Patientenverfügung habe ich angepasst, ja, Beatmung doch, ist bei diesem Käfer notwendig, in anderen Situationen hätte ich darauf verzichtet.

2.4.2020

Das Wetter ist nach einem Kälte- und Schneeeinbruch wieder wärmer geworden. Wenn ich an etwas Schönes denke, dann taucht vor meinem inneren Auge der türkisgrüne See im Salzkammergut auf, an dem ich die letzten drei Jahre immer eine Woche im Juni während einer Fortbildung verbracht habe. Die spiegelglatte kühle Wasseroberfläche, das von der ersten Sonne durchflutete Schilf am Ufer, die Luftsprünge der Morgenfische und ein stiller Kahn weiter draußen. Bei diesem Bild habe ich auch vor dem Ersticken weniger Angst, über das ich gestern mit einer Mitarbeiterin geredet habe. Allein beim Gedanken daran, am Coronavirus zu erkranken, überfällt sie bereits eine unbeschreibliche Panik, doch das geht einigen so, und wenn ich mir die Verläufe der Patienten ansehe, die schwer erkrankt bei uns hospitalisiert waren, bevor sie intubiert verlegt werden mussten, untermauert es genau diese Befürchtung. Die Zahl der positiv getesteten Menschen im Tal nimmt zu, doch wir sind bislang hier noch

nicht überflutet, doch ein Tal weiter hat sich das Virus ausgebreitet und unser Personal hilft dort bei Notlagen auf der Intensivstation aus. Dieses Jahr habe ich meinen Bruder für das Wochenende an den See eingeladen, wir wollten wieder einmal Zeit als Geschwister miteinander verbringen, nur wir beide, das haben wir früher öfter praktiziert, aber in den letzten Jahren nicht mehr. Ich hoffe wir können das spätestens im Herbst umsetzen.

3.4.2020

Habe heute am Morgen von meinem Büro im Spital meine ambulanten Patienten angerufen, die ich seit zwei oder drei Wochen nicht mehr in der Sprechstunde gesehen habe. Der Kanton hat veranlasst, alle nicht lebensnotwendigen Konsultationen einzustellen. Alle waren erleichtert und froh, dass ich mich gemeldet habe, wollten nicht zur Last fallen und hätten sich nicht von selbst gemeldet, weil ihnen die allgemeine Krise so viel grösser als ihre eigenen Sorgen erschien. Wir haben für jede Woche einen Telefontermin vereinbart, es gibt einiges, wo sie der Schuh drückt, sei es der psychisch dekompenzierte Ehemann, der es gar nicht verträgt, nicht arbeiten gehen zu können, oder der Patient, der es nicht schafft, aufgrund seiner psychischen Einschränkungen, am Bankomaten Geld herauszulassen. Er hat Panik, weil die Kassenschalter im Ort nicht mehr besetzt sind.

Ann Cotten

4.4.2020

Lesen

Jetzt hab ich also all diese PDFs, die ich lesen soll und auch begierig bin zu lesen. Zu lesen, angeregt zu werden, informiert zu werden, und sie auch in meine Zukunft unterzupflügen, wie ich soll, und zu schauen, was das für Auswirkungen hat, Verödung oder riesige Saat zwei Wochen später. Es ist wirklich und ehrlich eine Versuchung, wie in die Wohnungen anderer Leute hineinzuspähen, zugleich in Schlagoberssofas der Passivität zu versinken, aber auch

eine Herausforderung, da ich zurzeit motiviert bin, mich wie eine Wissenschaftlerin zu benehmen. Das heißt, ich möchte, will, soll diese Bücher auf eine brauchbare Weise systematisch sichten (und mich an meiner schönen Ordnung erfreuen, wie damals, als ich Bücherregale baute). Notizen sind so zu schreiben, dass ich sie nachher finden und für meine Zwecke gebrauchen kann. Diese Techniken brauche ich so dringend, und dass ich sie nicht verfolge, liegt an einer Art Kryptodeprimiertheit, der Gewissheit, dass ich diese „braven“ Launen doch sowieso nie durchhalte. Es bestürzt mich jedes Mal, wenn ich merke, wie wenig das wirkliche Lesen in den Gebrauch, der mir als Anlass dient, dann eingeht, mit wie wenig der Aufsatz gesättigt ist. Wie alles leichter geht, wenn man es oberflächlich angeht, was mich aber halt total ankotzt. Und ramme extra den Queue in den Filz.

Wenn ich aber dann merke, dass ein gründliches Studium des Felds vonnöten wäre, etwa wenn es in die Logik geht oder in die Sprachwissenschaft, wo ich nie motiviert war, das alles explizit herunterzubeten, was eh klar ist, dann bin ich auch wieder bestürzt, weil ich weiß, wie weit ich von solchen gründlichen Aneignungen (respektive Verformungen) entfernt bin. Kann mich einfach nicht dazu zwingen. Alles andere ist was Besseres zu tun. Dabei mag ich sie. Aber ich mag sie wie Leporello Don Juans Frauen. Ich habe Stapel von PDFs, eine interessanter als die andere. Ich will sie alle lesen. Ich kann sie nicht gleichzeitig lesen. Ich will einen PDF-Gangbang, und die PDFs verlangen eine Serie von Beziehungen, und ich weiß ganz genau, wie lange das dauern kann. Die ganze PDF-Leserei hat also, seit sich die PDFs so angehäuft haben, eine immer unrealistischere Note. Ich muss nur an diese Ansammlung von PDFs denken, um mich mit meiner Eigenschaft, mir viel zu große, einfach unmöglich zu erreichende Ziele zu setzen, zu konfrontieren, die mir mein ganzes Leben versaut. Und wenn ich soweit bin, dass ich mich entschieden habe, mit welchem PDF ich anfangen werde – was gar nicht so schwer ist, es gibt viele, auf die ich Lust habe – und mit dem ersten Absatz anfangen, dann scheinen aber alle anderen – plus die noch unerledigten Schreibarbeiten – mir auf Kopf und Schultern zu lasten, unsichtbar die Luft dick machend mit meinem Wissen um ihre Existenz. Ich hab so ein verfluchtes Sensorium für die Masse der Existenz

von Sachen. Und gegen dieses unsichtbare Lasten fuhrwerke ich mit dem Kartonblitz des virtuellen Markierstifts herum, schreibe halbe Seminararbeiten in die Kommentare. Dann bin ich nach einer halben Stunde erschöpft von diesem PDF-Lese-Gewitter.

Wenn ich auf die letzten Wochen zurückblicke, habe ich ein einziges Mal auf eine brauchbare Weise gelesen. Aus Faulheit, könnte man zweckdienlich zusammenfassen. Oder aus Zerstreuung. Hinter beiden lässt sich aber vermuten: aus Angst vor Verformungen. Eine Art Geiz, nicht wahr, diese Trägheit, diese Unwilligkeit, sich formen zu lassen? Was immer der Grund ist, das Resultat ist ein Problem. Nicht nur muss ich diese PDFs wirklich lesen, ich will sie auch lesen. Ich habe Lust dazu. Und der erschreckende Kern meines Problems ist der Verdacht, in solchen Instanzen zu faul für die Lust zu sein. Ich habe gehört, das passiert ab Mitte dreißig, manchen schon früher. Eine Art Verholzung. Sättigung. Und meine Lieblingstheorie ist ja, folgend Oswald Wiener, dass intellektuelle Lust auch eine Spielart der Faulheit sein könnte, die Suche, der Genuss von Abkürzungen von Denkwegen etwa, die durch das Wiedererkennen von Mustern in Aussicht steht.

Also ist es leichter, über ein Problem zu schreiben, als es zu lösen.

Es auf das Medium zu schieben, ist zu billig. Natürlich, es spielt eine Rolle, dass ich diese PDFs auf dem Computer habe, wo ich auch die ganzen Mails bekomme und die ganzen selbstgeschriebenen Dokumente verfasse und korrigiere. Das ist ja auch praktisch. Ich muss nur aufhören, zu projizieren. Die Projektion von Begehren auf Objekte führt dazu, dass ich Sehnsucht habe nach einem anderen Ding in der Hand als diesem etwas engen Interface mit Tastatur – Bier, Keks, Buch, Takashi, manchmal das Handy... Ich muss endlich anfangen, den Computer als Hilfsmittel für mich anzusehen und nicht als Foltermaschine, in die ich eingespannt bin – eine Foltermaschine, die auch eine Abteilung mit Facebook, Twitter, Michael Rifaterre (Random Geisteswissenschaft Papers) und Bier bereithält, in die ich jederzeit köpfeln kann, wenn ich mich zu den seriösen Aufgaben nicht imstande sehe. Die Flucht, die Sucht, in selbstvergessene Tätigkeiten zu verschwinden – jetzt mit Schrebergarten merke ich, es geht auch mit Unkrautjäten, das ist genau wie Pickelausdrücken,

Gitarre spielen, Sachen lackieren, gießen, putzen – nun, putzen war ich nie gefährdet. Wirft zu viele Fragen auf. Aber den Bildschirm fange ich an zu putzen, wenn sonst alles bereit wäre, dass ich zu lesen beginnen könnte. Oder dann kommt eine Amsel und setzt sich in die volle Blüte vom runzligen alten Apfelbaum und hat einen fetten Wurm, der ihr (ihm, ist das pechschwarze, das Männchen) riesig aus dem Schnabel quillt, so gay –

Bitte, ich brauche eine Amsel, die mich ständig zur Besinnung ruft, beim Schwimmen den Kopf oben zu behalten! – Außer bei den PDFs. Bei denen halte ich den Kopf oben wie ein panisches schwimmendes Pferd, was heißt, dass ich sie mit den erwähnten virtuellen Markierungen und Notizen vollpflastere. Ich scheine kein Selbstvertrauen zu haben, dass ich mir das Gelesene auch so merke, dass ich „ganz natürlich“ die Balance halten könnte zwischen Reingezogen-werden und Alles-Sofort-Wieder-Vergessen. Mein Krampf gegenüber den PDFs ist der von Odysseus am Mast. Das ist, glaube ich, das Problem. Und wie Japanisch (wo ich immerhin doch jeden Tag einige Seiten lese) ist die Antwort keine einmalige Lösung, sondern tägliche Übung.

"Übung" – ich kotze!

Mit Disziplin geht es also nicht – oder ist Disziplin diese Amsel? Die periodische Salutierung der Vernunft, wie einer lokalen Gottheit? Das tägliche Umschmeicheln der Vernunft, das Anschleichen, die Umwerbung einer Art zu leben, die man irgendwie gut fände? Wachsein, am Leben sein, Respekt vor dem, was ist?

So wird ein Schuh draus.

Ich wollte keinen Schuh.

Nava Ebrahimi: Corona-Tagebuch 4

April 2020

Es ist, wie alles derzeit, ein Problem von Nähe und Distanz. Ich brauche räumliche und vor allem zeitliche Distanz zu den Ereignissen, sie müssen sacken,

gären, reifen, bevor ich mich ihnen schreibend zuwenden kann. Ich bin jetzt zu involviert, um irgendetwas zu Papier zu bringen. Und abgesehen davon hat die Zeit - Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft - gerade eine besondere Beschaffenheit. Die Gegenwart ist seltsam abgekapselt vom Davor und Danach. Unsere jüngere Vergangenheit, die von vor einem Monat, ist so nah und so fern zugleich. Soll ich schildern, wie es war, wie wir uns in Bars trafen und auf Konzerte gingen, als wäre es ein für alle Mal vorbei damit?

Und wenn ich in die Zukunft schaue, ist es auch nicht einfacher. Stelle ich mir zum Beispiel vor, wie wir im Oktober, November längst wieder unser altes Leben leben und auf diese Wochen jetzt zurückblicken, dann werden wir denken; wie hysterisch wir waren, weil wir eine Weile mal ohne Café Latte auskommen musste. Stelle ich mir aber vor, wie wir uns im Oktober, November noch immer im Ausnahmezustand befinden, wegen Massenarbeitslosigkeit und sozialer Unruhen, dann werden wir auf diese Wochen jetzt zurückblicken und denken; wie naiv wir waren, dass wir dachten, wir könnten zurück zur Normalität, zu *unserer* Normalität, und dass wir Bobos einfach nicht wahrhaben wollten, dass es uns wirklich einmal an den Kragen gehen könnte.

Ich lebe gerade beide Optionen, das ist ein schizophoren-verschränkter Zustand, und ich habe beschlossen, ich werde mich bemühen, ihn zu beenden, und mich auf das Hier und Jetzt und die *hard facts* zu konzentrieren:

Da weniger Autos unterwegs sind, traut sich der Große mit dem Fahrrad auf die Straße.

Wir gucken jeden Abend zu viert eine Folge Alf.

Ich habe ein neues Rezept von Jamie Oliver ausprobiert.

Im Schlafzimmer steht nicht mehr dauernd ein halbleerer Koffer im Weg herum.

Ich mache fast täglich Yoga.

Ich habe kürzlich einen Buntspecht in der Birke vor unserem Balkon beobachtet.

Niemand beurteilt mich mehr aufgrund meines Händedrucks.

Ich lese *Ich an meiner Seite* von Birgit.

Augen können lächeln.

„Wie geht’s dir“ ist nicht mehr nur Floskel.

Ich habe mit einer Freundin erstmals lange über ihren Job als Krankenschwester gesprochen.

Die Kinder beginnen sich miteinander zu beschäftigen.

Die Kinder haben in der Rumpelkammer ein Museum eröffnet.

Ich spare mir den Frisör.

Die Soundkulisse draußen – everyday is like sunday.

Der Wecker klingelt erst um sieben Uhr.

Es sind Osterferien, wir müssen keine Hausaufgaben machen.

Morgens ziehe ich irgendetwas aus dem Kleiderschrank und trage es, bis es nicht mehr supergut riecht.

Die Bücher sind angekommen.

Ich weiß, wofür „Hammer und Tanz“ steht.

Freunde, Verwandte und Nachbarn schicken mir per WhatsApp nur noch lustige Videos, und manche sind wirklich lustig.

Ich habe das Mikrofon benutzt, das seit einem Jahr auf seinen Einsatz wartet.

Ich habe die Küchenbank zur Seite geschoben und darunter gesaugt.

Mein neues Buch war auf Amazon „Bestseller Nr. 1 Orientalische Literatur“.

Ich weiß, wie ich große Videodateien komprimiere.

Viele Menschen interessieren sich neuerdings für Dostojewski.

Wir verwenden großzügig Knoblauch.

Samstagabend habe ich für das Literaturhaus Salzburg eine Live-Lesung auf Facebook gegeben, und eine alte Schulfreundin von meiner Schwester hat zugehört.

Die Wäsche kann wieder draußen trocknen.

Ich höre täglich mehrere Stunden Deutschlandfunk.

Wir haben einen neuen Pizzadienst entdeckt, der Inhaber ist sehr freundlich.

Ich weiß, wer Alexius Meinong, Ritter von Handschuchsheim, war.

Der Kleine sagt statt „wischen“ auf dem Smartphone „blättern“.

Die Musik im Hinterhof, wenn es Abend wird.

Die Gespräche von Balkon zu Balkon mit Kaffeetasse in der Hand.

Der Nehammer hat gesagt: „Österreicherinnen und Österreicher und alle, die in Österreich leben“.

Der Kleine schläft jede Nacht durch.

Der Große liest ein Buch nach dem anderen.

Till Lindemann ist mir egal.

Sein lyrisches Ich ist mir egal.

Ich schreibe diesen Tagebucheintrag um 21.59 Uhr fertig und nicht wie sonst um kurz vor Mitternacht.

Valerie Fritsch: Corona Tagebücher 4

06.April

Wer zu lange in einem geschlossenen Raum, einem geschlossenen Haus sitzt, dem geht die Welt verloren, wenn er auch noch die Augen schließt. Es ist ein übertriebenes, überspanntes, fröhliches Spiel. Man kommt nicht umhin, das Gespensterdrama vor der Türe weiter zu spinnen, und ehe man sich versieht, lässt man die Menschheit schon aussterben im Kopf. Es ist verführerisch. Mit ein paar Gedanken leert man die ganze Erdkugel, pflückt Frauen und Männer, erntet die Menschen in ein Nichts hinein ab. Wie schnell es geht. Man hat kein schlechtes Gewissen, zieht sich selbst als erstes aus der Welt, der Wiese, in der man steckt mit seinen schwerkräftigen Beinen. Man denkt sich weg mit einem Wimpernschlag. Es ist ganz einfach. Die Löcher im Boden, aus denen man die Menschen gerissen hat, wachsen im Tag- und Nachtzyklus der Zeit zu, schließen sich mit dem wiederkehrenden Licht und der wiederkehrenden Dunkelheit. Das Echo der Stimmen fällt sich zwischen den Steinwänden der Schluchten noch ein paar Mal selbst ins Wort, bevor es verstummt und seinen Sprechern folgt. Dann ist die Erde ohne Saat, zurück bleibt eine große, runde Stille. Es ist nicht traurig, aber leer, einsam und prächtig. Wenn man die Augen öffnet, kommt die Welt schon herbeigestürzt und stellt sich wieder her, als wäre nichts gewesen.

Fernsehen ist komplizierter geworden, es bedeutet nun, Leuten beim Skypen zuzusehen, Menschen in Bildschirmen im Bildschirm zu beobachten, die Menschen in Bildschirmen beobachten.

Monika Helfer: Corona-Tagebuch 4

1. Aprilwoche

Heute ist es kalt, wie es viele Wintertage nicht war. Die Sonne blendet. In der vorletzten Nacht war ich zwei Stunden wach und habe zu schreiben versucht, mehr als ein paar Sätze schaffte ich nicht. Ich griff in Blumenerde und überprüfte, ob sie Wasser brauchen, lobte sie für ihr fleißiges Wachsen. Bei einer großblättrigen Pflanze welkte ein Blatt, du hast doch hoffentlich nicht C, wollte ich sagen. Die Katze schmeichelte um meine Knöchel, ich gab ihr vom feinen Schinken, in Streifen geschnitten. Sie dankte es mir mit Schmeicheln.

Am Nachmittag fahre ich mit dem Rad ins Atelier und male mein Himmelbild weiter. Ich klebe Stoffetzen auf die Leinwand, wenn sie angetrocknet sind, reiße ich sie weg – so bekommt der Himmel Aufhellungen im Blau.

Das schrieb ich in der letzten Nacht:

Coronababies

„Was denkst du, Irene“, sagte der Mann zu seiner Frau, „wie viele Coronababies wird es geben?“

Mann und Frau lagen im Ehebett eng aneinander, Bauch an Bauch.

„Aber nicht wir“, sagte Irene. „Ich würde das nicht mehr schaffen, dafür bin ich zu alt.“ Sie war Anfang vierzig, ihr Mann fünfzig. Er verbrauchte gerade seinen Urlaub, trainierte den ganzen Tag, einmal auf dem Laufband, einmal im Bootrhythmus. Sie liebte ihren Mann, genau so würde sie es sagen, er liebte sie zurück, genau so würde er es sagen.

„Wofür das alles“, sagte Irene, „dein Sportwahn, du willst einfach nicht wahrhaben, dass das Ende deines Lebens zur Hälfte überschritten ist.“

„Das würde heißen“, sagte er, „das Ende beginnt mit dem Anfang.“
„Mir wäre es lieber, du würdest mich ein wenig unterstützen“, sie ignorierte seine Spitzfindigkeit, „ich sage ein wenig, ich bitte dich, alles bleibt an mir hängen, der Einkauf, ich bin die Einzige, die sich dem Virus aussetzt, die ständige Kocherei, zwei erwachsene Kinder, einen Mann mit Riesenhunger, nach der vielen Leistung ist dein Appetit einzigartig, gratuliere, einen Zehnjährigen, dem unendlich langweilig ist, mit dem ich die Hausübungen machen muss. Der während des Lernens den Radiergummi zerbröselst. Mein Leben besteht aus: Aufstehen, Frühstückmachen, Einkaufen, Kochen, immer aufwendig, weil ihr alle so heikel seid, Mittagessen kochen, mit dem Kleinen lernen, Kuchen backen, damit ein bisschen gute Stimmung ist, Abendessen kochen, die Küche aufräumen, dazwischen Staubsaugen, Waschen, Bügeln. Wie gern würde ich wieder einmal ein Buch lesen. Der Große schläft bis Mittag, dann steht er auf und isst vier Teller, weil es so gut schmeckt, dann muss er für die Uni stücken, die Große schläft bis Mittag, dann steht sie auf, isst drei Teller, weil sie mein Essen so liebt, sie weigert sich, zu lernen, geht ins Bad, putzt nach zehnmalem Bitten das Bad, legt sich wieder ins Bett und das in einem fort. Ich weiß, ich müsste euch zwingen, mir zu helfen, aber das habe ich zu oft schon versucht. Mit meiner Hingabe will ich euch ein schlechtes Gewissen machen, habt ihr aber nicht, merkt ihr gar nicht, und wenn, dann nur einen Augenblick, so lange, bis mein Satz beendet ist. Ich kann nicht mehr. Ich will nicht mehr. Ich möchte einfach liegenbleiben, und wenn ich tot bin, kann mir das nur recht sein...“

Der Mann richtete sich auf, er hörte zu und atmete schwer. Er drehte seine Frau um, streichelte ihren Rücken. Nun lagen sie Rücken an Rücken. Er schämte sich. Er schämte sich nicht allzu lange, dann ging er in den Keller und strampelte auf dem Rad ...

Lisz Hirn: Quarantänetag

Q15: Montag, 30.3.20

Rumoren. Schlecht hat der Slim-Fit-Kanzler ausgesehen. So, als wäre die Lage wirklich ernst. Mir hat es den Magen umgedreht. Mittags noch immer taub und dumpf. Nachmittags Hasen am Feld entdeckt. Gleich vier, als ob es keine Menschen mehr gäbe, vor denen man sich fürchten müsste.

Q16: Dienstag, 31.3.20

Monatsletzter. Ich spüre die Kälte im Kopf. Große Aufregung am Hof! Verletztes Wildtier (angefahren?) unterwegs. Dann passiert das Frühlingswunder: Es beginnt dicht zu schneien. Winterzauber in Zeiten der Seuche, für diese Romantik bin ich grad gerade nicht bereit. In Ischgl und Gastein werden sie sich das erste Mal seit Beginn der Schilifte über Schnee ärgern.

Q17: Mittwoch, 01.04.20

Kapriolen. Was Du nicht willst, dass man Dir tut, das fügen andere gern Dir zu. Wehe, es erlaubt sich heute jemand einen Scherz mit mir. Solche Banalitäten dürfen jetzt gar nicht zu mir ins Haus flattern. Apropos Flattern: Es waren die Fledermäuse. Also eigentlich (die? wir?) Menschen, die die Viecher gestresst haben (Wildtierhandel, Lebensraum vernichten...). Menschliches Verhalten Schuld an der Pandemie? Manche Scherze sind so alt!

Q18: Donnerstag, 02.04.20

Brouhaha. Um mich herum stapelt, häuft, rottet und verdinglicht sich alles zu Chaos. Gut, dass ich mich seit Q1 gegen Ordnung entschieden habe. Die wird von Anhängern der Sekte Marie Kondo überschätzt, und die brauchen sie, um das innere Chaos weniger zu spüren. Vielleicht kompensiere ich mit meinem Schmutzzwang auch nur die argen Reglementierungen, die außerhalb meiner Wohnblase herrschen. Revolte gegen Wisch&Weg oder doch Faulheit deluxe?

Q19: Freitag, 03.04.20

Luftschnappen. Die Seuche kommt mit dem Wind. In dem Märchen kommen dennoch keine Gesichtverschleierungen vor. Ok, Supermärkte auch nicht. Es ist so weit! Das erste Mal mit schwarzer Maske zwischen den Einkaufsregalen – zwischen Bankräuber- und Emergency-Room-Feeling hin- und hergerissen.

Trotz Maske teilen wir Gehetzten in der Halle dieselbe Luft und die dringt lungentief ins Innere. Dagegen scheint eine simple Berührung der Haut geradezu lächerlich oberflächlich zu sein.

Q20: Samstag, 04.04.20

„Vögeln“. Das Gezwitscher der Vögel ist fast unerträglich lebenslustig. Ein bisschen bin ich neidisch auf sie. Wie kann der Frühling einfach so weitergehen, wenn er doch so gar nicht zu meiner Quarantänementalität passt.

Q21: Sonntag, 05.04.20

Alp. Ich mag gar nicht schlafen gehen. So oft wie ich den Nehammer in letzter Zeit gesehen habe, ich befürchte Schlimmstes... Unverhältnismäßig muss ich mich stattdessen abmühen, mir das Gesicht meiner Oma in Erinnerung zu rufen. Die hat sich während der Isolation ihres einstigen Berufs erinnert. Jetzt haben alle in der Familie silberne Masken und die sind tatsächlich die perfekte Palmsonntagstracht.

Lucia Leidenfrost: Corona Tagebuch (Teil 4)

30.03.2020

Ich schaue in den Spiegel, meine Nase, mein Mund sind frei, ich kann atmen. In Österreich werden die Supermärkte auf Anweisung der Regierung beginnen, Schutzmasken zu verteilen. Atemschutzmaskenpflicht in Supermärkten heißt es. Ich löse meinen Blick vom Spiegel und drücke den Playknopf auf meinem Handy. Ich höre mir Virologen an, die betonen, dass das nicht zum eigenen Schutz beiträgt. Es hilft, sage ich mir, halt nicht virologisch.

31.03.2020

Wie soll ich mir eigentlich dieses Virus vorstellen? Ich sehe zwar die Bilder von dem kleinen runden, schrumpeligen Ding mit seinen Fühlern zu jeder Seite, die wieder so ein rundes, schrumpeliges Ding tragen. Ich höre zwar von den Symptomen: Fieber, Husten, Kratzen im Hals. Aber was es wirklich heißt, daran erkrankt zu sein, hab ich noch nicht verstanden. Ich habe auch noch nicht

verstanden, wie wir das aushalten sollen, das Social-Distancing, das Keine-Freunde-Treffen und vor allem wie lange. Wie lange denn keine Ausflüge, keine Familienfeiern, keine unnötigen Aufenthalte draußen, Schlangen vor Banken und Supermärkten und die geschlossenen Geschäfte mit ihren dunklen Verkaufsräumen?

01.04.2020

Die Pandemie in ihrer vollen Pracht sieht so aus: In Panama dürfen Frauen am Montag, Mittwoch und Freitag hinaus. Dienstag, Donnerstag und Samstag haben die Männer Ausgang. Am Sonntag niemand. Die Männer verkleiden sich am Montag, Mittwoch und Freitag als Frauen. Sie binden sich blumige Schals um die kahlen Köpfe, ziehen Röcke mit Rosenmuster an und stopfen sich Minimelonen über ihre Bierbäuche.

Die Pandemie hat Blüten, sie wachsen ihr aus den Ohren, sie knospen an ihren Fingerspitzen, flechten sich um ihren Hals, die Knie, die Hüfte. Jede Knospe, jede Blüte betrachte, bestaune ich. Für den Gedanken, dass ein Virus eigentlich nicht blüht, habe ich keine Zeit.

In Baden-Baden gibt es ein Hotel, allein offengehalten für den einzigen Moderator des SWR, der dort für ein paar Wochen seine Sendung aufnimmt. Sein Wecker läutet, er steht auf, setzt sich vor den Laptop, verbindet sich via Videotelefonie mit der Maskenbildnerin und schminkt sich selbst. Die einzigen verbliebenen Angestellten im Hotel sind Azubis. Sie bringen ihm sein Frühstück mit billigen Cornflakes. Er geht ins Studio, dort trifft er auf den Kameramann, sie geben sich nicht die Hand zur Begrüßung, halten Abstand und hören die Regieanweisungen über die Lautsprecherfunktion des Telefons. Am Abend kann der Moderator sich in keine Pizzeria setzen. Er telefoniert mit seiner Frau, bevor er sich ins große Hotelbett legt und seinen Salat-to-go mit Laugenbrezel isst, während im Flatscreen die Tagesschau läuft. Die Pandemie hat auch ihm eine Blüte geschenkt. Sie ist rot und einsam. Sie steht auf dem Hotelfensterbrett und lässt den Kopf hängen.

02.04.2020

Wir bekommen von meiner Schwiegermutter einen weichen Maxibrief. Wir kennen diese Briefe und freuen uns über das selbstgenähte Gewand für unsere

Tochter. Wir leeren den Brief aus. Zwischen den selbstgenähten Pullovern, den farbenfrohen Straplern finden wir drei bunte rechteckige Stoffe mit Gummibändern an den Seiten. Wir stellen uns vor den Spiegel, lachen, atmen durch den Stoff. Wir freuen uns über Mundschutzmasken.

03.04.2020

Am Fluss kommt uns die berittene Polizei entgegen. Der Aldi hat neue Öffnungszeiten, der Rewe um die Ecke im Vergleich zu früher praktisch ganz zu. Beim Radfahren lässt uns ein Polizeibus überholen. Wir schauen zurück. Die Polizisten sind ausgestiegen und lösen eine Versammlung von vier Jugendlichen auf.

Christian Mähr: Corona-Tagebuch 4

4.4.2020

Neutrinos sind merkwürdige Teilchen, die unsere Körper in Milliardenzahl jede Sekunde durchqueren, wovon wir aber nichts spüren, weil sie fast keine Masse haben und nur selten mit anderer Materie wechselwirken. Man hat Unsummen ausgegeben, diese Teilchen aufzuspüren, die Detektoren sind Riesemaschinen, über die ganze Welt verteilt, vom Eis der Antarktis bis in die Tiefen stillgelegter Minen; Neutrinos machen sich rar, dennoch hat man in den letzten Jahrzehnten Fortschritte gemacht. – Damit verglichen sind Coronaviren riesen-große Allerweltsteile, somit sollte die Frage, wieviel von ihnen wann durch welche Filter dringen, längst beantwortet sein, dem ist aber nicht so.

Erfahren tut man vieles, je nachdem, wem man im Medienzirkuslärm das Ohr leiht. Ein Meter Abstand, zwei Meter. Nicht das Gesicht zuwenden – nein, betont ein anderer Experte: Nur wer mit einem anderen Menschen von Angesicht zu Angesicht spricht, mindestens eine Viertelstunde lang, kann sich anstecken. In Dornbirn scheint das niemand zu glauben, im SPAR werden Masken verteilt, zwei stämmige Security-Mannsbilder, mit denen man nicht unbedingt *diskutieren* möchte, achten auf das Maskentragen, am Freitagnachmittag konnte

ich in diesem Supermarkt buchstäblich keinen einzigen Menschen ohne Maske antreffen, alle tragen sie, als ob sie nie was anderes getan hätten. Vor den Kassen Plexiglasscheiben. Alles super.

Nur eins versteh ich nicht: Wenn die Maske die anderen vor mir schützt, warum schützt sie dann nicht mich vor den anderen? Genau das wird seit Tagen gebetsmühlenartig von jedem wiederholt, der auf das Thema zu sprechen kommt. Die Viren aus Hals und Nase fliegen ja wohl nicht als Teilchen herum, sondern eingeschlossen in Tröpfchen. Das nennt man Aerosol. Dazu hieß es von irgendwem: Man bewege sich nicht durch eine Virenwolke. Doch, genau das tut man in einem Aerosol. Das beste Beispiel dafür ist Nebel. Seine Wassertropfen sind so klein, dass sie in der Luft schweben bleiben, beziehungsweise sinkt ihre Fallgeschwindigkeit mit dem Durchmesser zum Quadrat, je kleiner, desto langsamer ... schon für ein Fünf-Mikrometer-Tröpfchen gäbe das 3 Millimeter pro Sekunde, für kleinere weniger; nun müsste man wissen, wie groß die Tropfen sind, die wir beim Sprechen absondern, wieviel Viren es sich darin pro Tropfen gemütlich machen, und wieviel Viren es braucht, um uns krank zu machen. Zwei? Zweihundert? Zwanzig Millionen? Und wenn meine Maske die Dinger zurückhält, die ich beim Sprechen mit beträchtlichem Karacho ausschleudere, warum hält sie dann nicht die Aerosolbestandteile zurück, die nur im Schrittempo auf mich zu schweben? Oder überseh ich was Grundsätzliches? Wenn die seltsame Diskrepanz nämlich den Tatsachen entspricht (könnte ja auch sein), dann ist der Mechanismus der Mensch-zu-Mensch-Übertragung anders, als man sich das vorstellt. - Ich weiß, zu anderen Zeiten hört man an dieser Stelle das Schimpfwort von der „akademischen Diskussion“; damit wird alles niedergemacht, was mit denken zu tun hat – wir leben aber nicht in anderen Zeiten, sondern in *diesen*, da hat die Tröpfchendebatte mit Leben und Tod zu tun; so hoffe ich, dass die Idioten ihren Standardanspruch zurückhalten, bis alles wieder „normal“ ist.

Und sonst? Beobachte ich die Experimente, die verschiedene Staaten eben mit ihrer Bevölkerung anstellen. Schweden, England, USA. Müsste bei allen dreien in beispiellosem Maße schiefgehen. Im Fall Amerika scheint eine gewisse Ahnung aufzudämmern. Die Untergrenze von 100.000 Toten, die Trump

angezogen hat, liegt knapp unter den Verlusten im ersten Weltkrieg, die Obergrenze von 250.000 überträte die Verluste im Vietnamkrieg mit dem Faktor vier.

Die Zeiten ändern sich immer, aber manchmal tun sie es schnell. Letzte Woche gab es in Deutschland kleinen Hickhack wegen Akkordierung von Maßnahmen der einzelnen Länder – wer was wann anordnen soll, und wen er vorher fragen soll, das übliche Föderalismusrauschen der Politik. Uninteressant. Aber der bayerische Ministerpräsident Markus Söder verwendete in der Debatte ein Wort, das ich überhaupt noch nie aus Politikermund vernommen habe: Das Wort „Amtseid“. Es wurde ab und zu *über* den Amtseid gesprochen, aber in meiner Erinnerung hat sich in Mitteleuropa noch nie ein Amtsträger auf diesen Eid berufen, um eine gesetzte Maßnahme zu rechtfertigen. Der bayerische ist bemerkenswert unpathetisch, keine Rede von „nach bestem Wissen und Gewissen“; da wird nur die „gewissenhafte Erfüllung meiner Amtspflichten“ beschworen, am Schluss steht: so wahr mir Gott helfe.

In solchen Zeiten wird die säkulare Hülle des Gemeinschaftslebens da und dort ein wenig brüchig, es schimmert Metaphysik durch, das gefällt nicht allen. Ist aber wurscht.

Salvete!

Robert Pfaller : Corona-Tagebücher TEIL 2

Montag, 30. 3.

Zu den wenigen Gewinnern der Krise zählen die Tiere in den Tierheimen. Die „animal rescues“ in den USA sind offenbar gerade geleert. Ein hübscher Beleg dafür, dass der Mensch ein geselliges Lebewesen ist, wie Aristoteles lehrte.

Sonntag, 5. 4.

Das vielleicht treffendste Buch zur aktuellen Situation scheint mir *Christus kam nur bis Eboli* von Carlo Levi zu sein. (1979 verfilmt von Francesco Rosi, mit Gian Maria Volonté in der Hauptrolle.)

Die Gegner des italienischen Faschismus wurden zwangsweise in die bettelarmen Dörfer des italienischen Südens verbracht. Dort durften sie mit anderen Exilierten, wenn sie sie trafen, nicht sprechen.

Nach dem Krieg erfuhr die italienische Öffentlichkeit erst durch dieses Buch über die Armut der Bevölkerung in der Basilicata. Man empfand es als Schande, dass in einem modernen Land wie Italien Zustände wie in der dritten Welt herrschten. Ein großes Sozialprojekt mit den besten Architekten Italiens wurde gestartet und versucht, die in den Höhlen wohnenden Menschen von Matera in moderne Sozialbauten umzusiedeln.

Der Titel von Levis Buch bezog sich auf ein verbreitetes Sprichwort. Eboli war das Ende der damals ausgebauten Bahnstrecke. Alles danach erschien als gottverlassene Gegend.

Später kam Jesus übrigens doch noch nach Matera. Mel Gibsons *The Passion of Christ* wurde 2004 dort gedreht.

Julya Rabinowich: Echokammer 4

6.4.2020

Die Furcht, die aus diversen medialen Ritzen bis ins Bett hineinkroch, mildert sich in der vierten Woche ab. Meine Haut auf den Händen ist noch immer rau und rot, erholt sich aber ein bisschen, da ich mich nicht mehr in regelmäßigen und zu kurzen Abständen Seifengorgien hingebe. Den Schlüssel werfe ich aber immer noch in einen Kübel voller Seifenwasser, sobald ich die Wohnung betreten habe. Man soll die Pferde nicht mitten im Fluss wechseln. Aber die Winterdecke gegen eine leichtere Version, das ist bis jetzt das einzige, das mir ein stabiles Gefühl von Winterende gibt, ich war noch immer nicht länger als 30 Minuten am Stück draußen. Wenn man sich den Hals verrenkt, kann man allerdings durch das Küchenfenster den Kastanienbaum im Hof und die Knospen beim Aufblähen beobachten. Im Spiegel beobachte ich ein ähnliches Schauspiel. Meine Frühlingsfigur orientiert sich mehr an Rubens als an Schiele. Ich

trage den akut schlimm hinkenden Hund zur Behandlung, in Ermangelung eines professionellen Hundebuggys, in einem Rucksack, den ich mir verkehrt herum auf die Brust hänge, als Pseudokänguru. Die Tierärztin übernimmt mit ernstem Gesicht den Patienten, während ich im Baugerüst neben der Praxis stehen muss als lahme Nachahmung des Panthers von Rainer Maria Rilke, um die 1-Meter-Abstand-Regelung auf dem Gehsteig nicht zu unterschreiten. Im Gerüst nebenan trainiert ein Mann mit wütendem Gesicht Klimmzüge und hängt zwischendurch affenartig angeklammert da. Das ist bis jetzt die tierhaft erotischste Frühlings-Begegnung. Der Hund erhält ein neues Medikament und kickt als Zeichen seiner Stabilisierung fremde Hundehaufen mit einer Verve wie Ronaldo. Meterweit. Träume schwimmen in zu trüben Wassern, um sie beim Erwachen noch fischen zu können. Ich verschlafe knapp eine Online-Konferenz, fluche, wo die Entschleunigung denn bleibt, stürme zum Laptop, raffe im Eilen Lippenstift und elegante Jacke, reiße den Kaffee auf meine Unterlagen um. Die Haare sitzen nicht, die Verbindung hält. Wir holen das Gespräch mit Germanistikstudentinnen nach, das in Rauris hätte stattfinden sollen und nun abgesagt worden ist. Kaffeeloser Blindflug mit der Erkenntnis, dass man bei Videokonferenzen nicht aufstehen sollte, wenn man eine elegante Jacke und eine rüdige gepünktelte Pyjamahose darunter trägt.

Die angespannte Erwartung eines Schlages weicht also, und das, was dahinter sichtbar wird, ist die Skurrilität des neuen Alltags. Dabei reden wir gar nicht vom Kübel mit dem Seifenwasser und dem Schlüssel. Die Sehnsucht aber bleibt. Nach etwas Greifbarem, nach dem Gegenüber, nach dem, was noch vor drei Monaten so unzerbrechlich schien, dieser Anschein von Normalität.

Angelika Reitzer

(30.3.)

Richard Obermayr hatte für Bayers Buchpräsentation vor einem Monat (wieder einmal) eine schöne Playlist erstellt und kategorisiert: „Xaver“, „Xaver

raucht“ usw. Ich habe erst mit dem Auszug aus dem Elternhaus wirklich begonnen, Musik zu hören, damals mit dem ersten CD-Player, einer Mini-Anlage, die ich bekommen habe, weil ich jemandem ein SN-Probeabo aufgeschwatzt habe. Suzanne Vega, Sinéad O’Connor, sehr viel Björk, noch mehr PJ Harvey, vor allem Frauen. Beim Umzug von Salzburg nach Berlin stahl tatsächlich jemand meine kleine Plattensammlung, die noch nicht ins Auto eingepackt war. Trotzdem wurde es immer mehr Musik und immer lauter, um in Wien kontinuierlich abzunehmen. Jetzt ist wieder Musik in der abgesperrten Wohnungsluft, die vielen Bluetooth-tauglichen Geräte spielen manchmal, ohne dass man sie selbst eingeschaltet hätte. Richard schickt auch gleich eine neue Playlist mit Quarantänemusik, die natürlich fröhlich, laut und heavy, naja, saftig-deftig sein muss, um zu funktionieren. Musique, Mukke!

(1.4.)

Kommunikation mit Freunden fast nur mehr im Traum, das hält nach dem Aufwachen noch ein bisschen an.

Die Außenwelt funktioniert nur noch durch Störungen (Anträge, die einem zurückgeschmissen werden, Pakete, die nicht geliefert werden können, obwohl jeder weiß, dass wir zuhause sind, Menschen, die vor dem Fenster den Motor laufen lassen, obwohl die Wenigsten Gründe haben, irgendwohin zu fahren, geschweige denn bei laufendem Motor in der Gasse zu stehen).

(2.4.)

Jetzt gehen auch die Blumen aus, auch wenn in den Supermärkten noch ein paar in der Nähe des Eingangs herumstehen, Fairtrade alles, zellophanisiert wieder, eigentlich nur Tulpen. Dass die Gärtnereien, die nicht an die Großhändler liefern (können), alles wegschmeißen müssen, auch Setzlinge und Pflanzen, ist nicht nur bitter für die Unternehmer, tut auch weh. Ja sicher, man kann irgendwo die Hände in die Erde stecken und ein bisschen umrühren, sich um die Mitbewohner/Zimmerpflanzen kümmern, aber was ist da schon groß zu tun? In allen Medien werden jetzt wieder Brotrezepte publiziert, vom No-Knead-Bread der NYT abwärts bis zum Falter (Seisers Variante), meistens sind es Wiederholungen, Germ wird ebenso gehortet und jetzt, alle haben Zeit, kommt sie zum Einsatz. Als ich vor einem Monat circa über den Film von Friedl

(„Brot“) geschrieben und darin meine Variante des Brotes für Faule/Deppen (Zuschreibung im Standard) untergebracht habe, war die Resonanz gering, in der letzten Woche kamen dann eine Handvoll Anfragen nach dem genauen Rezept. Mein eigener Versuch, Sauerteig anzusetzen, hat nicht funktioniert, ich glaube, dass es zu kalt in der Wohnung war, bin mir aber nicht sicher. Nix gegangen sozusagen.

(4.4.)

Eine schöne Kurzprosa für Spaziergänge in Gegenden, die man schon sehr gut kennt, sind die Informationen, mit denen Gastronomiebetriebe ihre Kundschaft ansprechen. Nicht nur erhält man Auskunft über ihre Auffassung von deutscher Rechtschreibung, auf einmal erkennt man auch ihr Gemüt (das in ihrer Küche vielleicht nur für Synästhetiker herauszuschmecken ist), den Grad von Optimismus, Leichtigkeit, Nüchternheit, Religiosität.

Beim Nachdenken übers Schreiben: Sind die, die jetzt kreativ sein können, schon Krisengewinnler?

Lucia Leidenfrost und ihren Debütroman *Wir verlassenen Kinder* hätte ich vorgestern in Graz vorgestellt, erst heute in der Früh habe ich es zu Ende gelesen, wie so oft in diesen Tagen, vor dem Aufstehen im Bett. Ich habe nirgends gefunden, dass die Autorin besonders darauf herumgeritten ist, wie sehr ihr *Plot* mit der jetzigen Corona-Situation übereinstimmt, wie viele Parallelen, Ähnlichkeiten es gibt. Sicher, sie ging aus von den von ihren Eltern verlassenen Kindern im Osten Europas. Dabei ist nicht nur Arbeitsmigration ein Motiv, sondern ein angedeuteter Krieg, zu dem sich zuletzt sogar die verbliebenen Alten zum Schein einberufen lassen, damit sie das Dorf (und die Kinder) endlich auch noch verlassen können. Die Kinder haben viel Zeit und Hunger, die schulfreie Zeit wird nur sehr kurz als angenehmer Zustand empfunden, sie verrohen (ein bisschen), sie bringen sich selbst zum Verschwinden. Leidenfrost erzählt aus verschiedenen Perspektiven, hauptsächlich aus einer allgemeinen Wir-Perspektive der Kinder. Von dem Text geht eine irritierende Kälte aus, was mich wiederum, aber mehr so als Sekundargefühl, traurig stimmte.

Und wie fühlen wir, sind wir in Isolation überhaupt in der Lage, Emotionen zu entwickeln und als solche wahrzunehmen? Gibt es nur mehr Depression oder gerade keine depressive Phase, gibt es Verzagtheit oder „geht eh“, halbwegs? (5.4.)

Einander beim Altwerden zuschauen, wie die Nägel von einem Tag auf den anderen wachsen und die grauen Strähnen hervorkommen, aber dann (so höre ich) bringt doch die eine oder andere Friseurin frische Farbe vorbei.

(6.4.)

„Der Algorithmus hat größere Lücken als zwischen Sternen.“ (Alexander Kluge)

In diesen Lücken sei der (notwendige) Platz für die Kunst, auch wenn sie digital verbreitet wird, für ein Erzählen, das Bodenhaftung bietet.

Peter Weibel, der über das Ende der „Nahgesellschaft“, über unseren Umzug in die (jetzt) wirklich digitale Welt schreibt, erinnert mich daran, dass mir mein erster Freund, als/weil ich ihn nicht mehr sehen wollte, einen Blumenstrauß und Sartres *Geschlossene Gesellschaft* schenkte, in dem er den berühmten Satz unterstrich: „Die Hölle, das sind die anderen“. Sind wir jetzt diese geschlossene Gesellschaft, wie nach dem Tod, in dieser Ausgangs-, Kontaktsperre? Wie sich selbst erreichen, wie den/einen anderen? Wie das Andere in uns? Mein Exfreund meinte damals uns als (nicht mehr existentes) Paar und die Paartherapeuten haben grade Konjunktur, wieder wird mehr über individuelle Probleme als über das große Ganze, die Struktur, gesprochen. Kluges Text bleibt am Boden (es ist eigentlich nur ein kurzes Interview und vermag mit kleinen und größeren Sätzen zu trösten: „Die Welt ist wie ein großer Automat.“), Weibel performt die große Utopie, dass nämlich mit dem Ende der Nahgesellschaft auch ein Ende der Massenmobilität kommen werde und das Ende des „Krieges der Urlaubsindustrie gegen die Natur“.

Die Corona-Krise kann (darf) von der Klima-Krise nicht getrennt betrachtet werden, oder gar, wie es die Wirtschaft jetzt oder bald tun wird, eines gegen das andere aufgerechnet und als Ausrede benutzt werden (wegen Corona jetzt nicht auch noch Klima-bedingte Einschränkungen, das kann die Wirtschaft *nicht stemmen* usw.).

Wir alle wünschen uns den Normalzustand wieder/zurück, dabei ist die Frage, was ist normal, kann, soll als Normalität betrachtet werden, jetzt doch noch wichtiger geworden (sie war es immer schon, aber hat ihren Platz halt fast nur in Randdisziplinen, Kunst usw.). Auch die Frage, wie ein gutes Leben für alle möglich sein kann.

Kathrin Röggl: Höhere Gewalt am 4.4.2020

Wir ahnen bereits, was alles in Wirklichkeit ansteckend ist, und es ist noch viel mehr! Übertragungswege tun sich auf, wohin man nur blickt: Steckdosen, Oberflächen, die Sprache, das Licht, die Luft, das Wasser, die Materie, alles, wo etwas haften kann, alles, an dem man nur schnell vorübergeht, Autoschlüssel, Geldtaschen, Banknoten, Karten, Geldkarten, Krankenkassenkarten, Handys, Sprichwörter, erste Telefongespräche, zweite und dritte, Joggingluft, Gesten. Alles wird nach und nach zu einer Ansteckungsmöglichkeit, auch wenn dies medizinisch ausgeschlossen ist, ja, je mehr wissenschaftlich ausgeschlossen wird, umso mehr wird es in unserer neuen Gerüchteloge zu einem Ansteckungsherd. Vielleicht überträgt es nicht genau die Krankheit, aber zumindest etwas, das an diese Krankheit erinnert. Schließlich sprechen die Wirtschaftsweisen (Wirtschaftswaisen) oder ähnliche Menschen ja auch von einer zweiten Pandemie. Der Pandemie nach der Pandemie. Der übertragene Sinn geht um! Und so habe ich mich bereits durch das Telefon angesteckt, vielleicht schon durch einen Online-Chat. Ich habe bereits durch den Anblick von Plastikhandschuhen direkte Nachricht von dem Virus bekommen. Es sind die Zeichen der Krankheit, und darunter Sprache als ihr größter Verteiler. Deswegen Turkmenistan voran: Wer die Pandemie überhaupt erwähnt, dem drohen Haftstrafen! Wer das Virus überhaupt erwähnt, dem Gnade Gott!

Albert Camus liefert mir eine Erinnerung an unsere Gegenwart, indem er die Stadt Oran beschreibt, wo man immer nur arbeite, um reich zu sein, wo die Ahnung von etwas anderem fehle, die Ahnung überhaupt fehle, was sie zu ei-

ner modernen Stadt mache, eine Stadt, die eine gute Gesundheit erfordere, und die die Kranken sehr alleine wirken lasse: „Nun denke man erst an einen Sterbenden, hinter Hunderten von vor Hitze knisternden Mauern in die Falle geraten, während in derselben Minute eine ganze Bevölkerung am Telefon oder in den Cafés über Wechsel, Konnossemente und Skonto spricht.“ (S.9/10) Ach, du liebe Güte, wir sind gemeint!

Der Erzähler, so schreibt Camus, wäre nicht berechtigt, diese Geschichte zu erzählen, wäre er nicht zwangsläufig in alles verwickelt gewesen, wovon er zu berichten gehofft hat. Aber wie kann man heute in alles verwickelt sein? Unsere Berichte von uns Verwickelten zeigen doch nur die Art und Weise unserer Ignoranz. Wir denken nicht an die Häftlinge, während wir an unsere Eltern denken, wir denken nicht an die Menschen in Bukavu, in Algier oder Kalkutta, während wir an die Menschen in Berlin denken, wir denken nicht an die Wanderarbeiter hier wie dort, während wir an die Kurzarbeiter denken, wir denken nicht an die usw., das Prinzip ist einfach, und es fährt immer fort. Wir lernen eigentlich mehr über unsere Ignoranzen als über unsere tatsächlichen Verwicklungen. Immer übersehen wir jemanden. Immer beschreiben wir hauptsächlich unsere eigene Situation, wenn wir glauben, auch nur über eine Stadt zu schreiben, gleichzeitig nimmt die Geste der Welterzählung, die von dem Geschehen um die Pandemie ausgeht, von denen Besitz, die glauben, nur ihre Situation zu beschreiben.

Das mit der Zahlenspekulation geht natürlich auf allen Nebengleisen weiter. Die meisten meiner Telefongesprächspartner sprechen von nüchterner Mathematik, der man sich stellen muss. 7% von 100.000 seien eben immer noch 7000. Usw. Doch die nüchterne Mathematik hat ihre Tücken. Sie wirkt wie ein Realargument, eine unumstößliche Sache, objektiv, Granit. Und zugleich ein Verschiebebahnhof. „Höhere Testzahl liefert niedrigere Todesquote“ klingt natürlich wie ein Ausweg, der so konkret keiner ist. Und zudem sind die Zahlen des einen nicht die Zahlen des andern. Die Nüchternheit wird gefährlich von der Schärfe des Tonfalls begleitet. Rechthaberei bricht aus als Zeichen des ersten zweiten oder dritten Lagerkollers. Lange ist die Zeit her, in der man noch die Erstinformation unter seinen Nächsten gesucht hat. Geht es Dir gut? Wo

bist Du? Ach da! Jetzt bricht die Zeit der zweiten Welle an. Man kommt den Telefongesprächen auch nicht mehr hinterher.

„Den ganzen Tag über spürte der Arzt den leisen Schwindel zunehmen, der ihn jedes Mal befiel, wenn er an die Pest dachte. Schließlich erkannte er, dass er Angst hatte“ (S.68) Dieses Erstaunen des Arztes ist mir vertraut. Schwindelzustände, nicht bei sich sein als Resultat einer Dauerbeschäftigung. Und immer wieder aufs Neue. Es sollte auch nicht mehr die Erstbegegnung mit der Angst, sondern die Zweit- und Drittbegegnung sein, denn zu den sprachlichen Ansteckungsmühlen gehört ja auch jene des Gerüchts, das Ganze sei gefährlicher geworden. Die Mutation sei eingetreten und mache aus dem Virus eine richtige Killersache, der Bergamo-Strang! Die Vorkommnisse in Paris, in Spanien – welche Vorkommnisse? Und in dem ich es hier aufschreibe, verbreite ich den Virus, in dem ich das Gerücht fortsetze, so unsinnig und wesenlos es ist.

Jener kleine behördliche Schriftführer Joseph Grand aus der *Pest* von Albert Camus, der keine Worte findet, und sich nicht getraut, Begriffe wie „Recht“ oder „Versprechen“ in den Mund zu nehmen, begleitet mich derzeit den ganzen Tag. Ich habe wie er Wortfindungsstörungen, denn er finde die richtigen Worte nicht und bittet Doktor Rieux um Hilfe, der als Arzt natürlich Worte zu finden hat, oder etwa nicht, ja sogar die richtigen? Ich habe keinen Doktor Rieux zur Ansprache, hier ist aber kein Arzt, sondern nur die Stille unterwegs, die aber einen erstaunlichen Geräuschpegel aufweist. Aber auch sie spuckt nichts Richtiges aus.

Ich bin Joseph Grand auch bei meiner ersten Zoom-gesteuerten-Geschäftsführersitzung, lerne zu schweigen, weil jede Unterbrechung zu groß wird, das System überfordert. Es ist ein äußerst diszipliniertes Zuhörerverhalten erforderlich, bei dem man sich immer auch beobachten muss. Wie lange kann man Gesicht sein? Zwei, drei Stunden? Sogar hier in der Provinzzeitung konnte man Tipps für zoomgesteuerte Sitzungen lesen, Bücher unter den Laptop zu schieben, damit die Augenhöhe gesichert ist. Meine Augenhöhe ist immer gesichert, sage ich mir und korrigiere meine Blickrichtung, während der Verwaltungsdirektor etwas von unserem Notbetrieb erzählt. Natürlich wird andauernd kommentiert, dass der eine oder andere Bildschirm eingefroren ist (das eigene

Bild bleibt immer in Bewegung), dass man nichts mehr hört, dass man gerade eine schlechte Verbindung hatte, „das kam jetzt bei mir nicht an“, „sorry, ich war gerade weg“, und manchmal verschwindet der eine oder andere kurz aus dem Bild. Eine sehr amüsante Angelegenheit, würde es nicht um Dinge gehen, die man tatsächlich zu besprechen hat. Vor allem die Planungen, die eigentlich unmöglich sind: Wohin bitte schön verschieben wir die Veranstaltungen? In den September, den November, den Dezember?

Blaise Pascal schrieb bekanntlich, dass alles Unglück der Menschen aus der Tatsache entstehe, dass sie nicht ruhig in ihrem Zimmer bleiben könnten. Was für eine merkwürdige Wahrheit, die wir uns jetzt neu aneignen können.

Thomas Stangl

29.3. Je mehr Bilder ich gesehen habe, desto schwieriger wird es, mir irgendetwas wirklich vorzustellen. („Je mehr Bilder wir gesehen haben“, wollte ich zuerst schreiben, aber wo ist dieses „Wir“ zu finden?)

/

Im Übrigen verbreite ich Optimismus (dem Kind gegenüber, meiner Mutter gegenüber) und kann nicht sagen, ob das ehrlich ist oder gelogen.

/

Arroganz und Sturheit der reichen EU-Staaten (NL, Ö, D), auch in dieser Situation, unfähig, den Spar- und Zuchtmeistergestus den anderen gegenüber aufzugeben, auch wenn ihnen klar sein müsste, dass sie damit die EU und in Italien und vielleicht auch Spanien die Demokratie zerstören werden. (Leitartikelnotiz)

/

Javier Marías hat das Pech, dass er seine Kolumne für die heutige El País schon am 13.3. geschrieben hat. Er warnt am Anfang, sie könnte überholt sein, wenn die Zeitung erscheint, und beweist das sogleich: Manche, schreibt er, schienen Vergnügen daran zu finden, Panik zu verbreiten. Wenn man sich die Zahlen der Infizierten ansehe und sie ins Verhältnis zur Gesamtbevölkerung setze,

gebe es aber in Wahrheit kein Problem, nicht in China und schon gar nicht in Spanien. Tröstlich, dass auch alles, was ich schreibe, sich möglicherweise oder höchstwahrscheinlich in zwei Wochen als Unsinn erweist, im Guten oder im Schlechten.

/

31.3. Versuchsweise mit Maske Fahrradfahren. Sich selbst einatmen. Sich selbst küssen. Man sollte öfter Zähne putzen.

/

Zufällig lese ich in Francis Ponges *Parteinahme für die Dinge* eine Stelle, in der er sich das Ende „der gesamten Tierwelt“ vorstellt: „ein Leuchten, ein Auswaschen und strahlendes Zerfallen [.. .] ENDLICH ist *man* nicht mehr da und vermag nichts aus dem Sand zu gewinnen, nicht einmal Glas und ES IST AUS:“

Mir scheint, man braucht ein übermäßiges Vertrauen in die Sprache, um so etwas schreiben und wünschen zu können. Als würde eine Art von Wörtern und Zeichen solch ein Ende überdauern (die Perspektive des Sandes, der sich in leeren Muschelschalen sammelt und die der Wörter fallen zusammen). Ponge hat das 1942 geschrieben (oder zumindest veröffentlicht) und war – wie Beckett – in der Résistance aktiv.

/

Auf irgendeiner Ebene denke ich immer: es betrifft mich nicht, wir hier sind in Sicherheit. Manchmal bekommt dieses Bewusstsein Risse, aber ich bleibe Zuschauer; wenn auch ein Zuschauer, der nichts sieht.

In gewisser Weise hat Marías recht: die Ängste jedes Einzelnen sind wirklich übertrieben. Die Ängste *aller* sind allerdings nicht übertrieben; vielleicht ist so etwas gerade für einen Romanautor besonders schwer zu verstehen. Wie das anscheinend bloß Statistische, Ferne, Unkonkrete in die Wirklichkeit übergreift.

/

1.4. Bei Nachrufen seit ein paar Tagen der Blick auf die Todesursache: Covid-19? Als wäre das *eine andere Art von Tod*.

/

Eine andere Art von Tod: schlimmer als die Vorstellung der Krankheit ist die Vorstellung der Schutzmaßnahmen (an deren Notwendigkeit ich nicht zweifle, aber das ändert nichts): die Altenheime und Krankenhäuser ohne Besucher; die Pflegenden mit den Schutzmasken; die Sterbenden, denen niemand nahezu-kommen wagt. Ein Ismael, 13 Jahre alt, den niemand streicheln und bei der Hand halten darf, während er erstickt, irgendwo in England, seine Familie schaut ihm durch eine Glasscheibe zu, ich klicke keinen der Berichte über diesen *Einzelfall* an, schon die bloße Meldung schreckt mich ab. Ich glaube nicht, dass es hilft, Einzelheiten dieses *Einzelfalls* zu kennen; ich glaube nicht mehr genug ans Schreiben, um das alles genauer wissen zu wollen, als wäre ich ein Ersatz-Gott und die Erzählung ein Ersatz für eine Rettung. Es steht in irgendeiner Zeitung, meine literarische Ausschmückung macht es nicht besser und nicht erträglicher.

/

2.4. Äußerste Einsamkeit dieses Sterbens: Ismael hinter der Glasscheibe, kein Körper, keine Berührung und Vermittlung zur Welt der Weiterlebenden; nur die Institution.

Dass unser *Wissen* (über die Krankheit, die Ansteckungswege etc.) diese spezielle Art von Hölle erzeugt, die den Betroffenen früherer Seuchen unvorstellbar war; und man kann nicht so tun, als würde man nicht wissen, kann nicht zurück zu den alten, einfacheren Höllen, den Höllen des Nicht-Wissens, als die Krankheiten noch von den Göttern kamen und es die Systeme, deren Zusammenbruch man heute fürchtet, gar nicht erst gab.

/

3.4. Das Als-ob des Tagebuchschreibens. „Zeugnis ablegen“: doch unsere Zeugnisse lösen sich im Rauschen der endlos vielen Informationen und Texte auf. Die Kurven flachen ab, Lockerungen werden angedeutet, es sind immer die anderen, die sterben, wir konsumieren und verarbeiten nur die Bilder und die Tode aus den Medien, kleine Parasiten, die die Wirtschaft (die Informationsökonomie) am Laufen halten. Unsere Notizen sind keine den Extremzuständen entrissenen Text-Fremdkörper, die im imaginierten Blick aus der Zukunft die andere, deutlichere, wirklichere Wirklichkeit unserer Zeit erscheinen lassen. Vielleicht träumen wir dafür schon zu sehr von diesem Blick aus

der Zukunft; dass unsere Zeit und eine andere Zeit sich treffen. Wo und wozu? Aber wieso schreibe ich das, wenn ich nicht doch an die Notwendigkeit dieses Als-ob glaube und mich daran festhalte?

/

4.4. Freuden der Mülltrennung: spätabendliche Spaziergänge zum Biomüllcontainer in der Kandlgasse und eine Extrarunde. Die Straßen sind weiter geworden, der Stadtraum hat sich mit einem traumhaften kleinen Ruck verwandelt. Vorstellung von Polizeistreifen, die mich wegen unerlaubten Vorhandenseins von der Straße entfernen.

(Möglicherweise entspricht die Idee, alles wäre verboten, aber ich müsste versuchen, trotzdem zu existieren, einem Grundgefühl von mir: *Trotzdem existieren*, auf einem winzigen freigelassenen Raum, der sich in Sekundenschnelle zur Endlosigkeit weitet.)

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch Teil 4

5. April

Das Weltall, unendliche Weiten. Österreich, Ischgl, das Sporthotel Silvretta, 2019: Das Restaurant & Après-Ski Lokal „Kitzloch“ zählt ab sofort zum Portfolio des Sport- und Genusshotels. Die traurige Berühmtheit des Etablissements ist mittlerweile bekannt, doch bin ich der einzige, der ob der Namensgebung dieser „Groundzero-Covid19-Lokalität“ stutzig wird, die auf so dumme Weise eine, sagen wir mal, „schenkelklopfende“ Klientel bedient? Loch, Kitz(ler), tralala, lustig samma, schade nur, dass der Deix nicht mehr lebt, der hätte das gewiss vorbildlich aufs Korn genommen.

Aber, Stavarič, mach mal langsam, sei nicht so ein Spaßverderber, jeder Name hat natürlich seine Berechtigung, immerhin existiert auch eine Kitzlochklamm in den Alpen. „Ein Naturwunder von eigenem Zauber“, lese ich, die Bezeichnung komme vom „jungen Geißenvolk, das im Sommer gerne die kühlende Klamm und den zugehörigen Stollen aufsuche“. Die kleine Zeche, die von den Bergknappen zur Goldsuche eben dort einst angeschlagen wurde, hört auf den

Namen „Ritzstollen“. Gut, denke ich mir, das junge Geißenvolk, das in Ischgl ins „Kitzloch“ strömte, hätte es namentlich auch anders ereilen können ... ab in die „Ritze“ etwa. Nein, ging ja nicht, „die Ritze“ gab’s schon in Hamburg, St. Pauli, das hätte Faustschläge (ist ein Boxer-Lokal) nach sich gezogen. Das „Ritzloch“, hm, dies klänge mutmaßlich allzu sehr nach Borderline, „Zur Ritzengeiß“ wäre womöglich eine denkbare Alternative gewesen. Und schlussendlich muss es (wie des Öfteren in Österreich) nun wirklich unappetitlich werden: Das „Kitzloch“ hätte man konsequenterweise doch gleich „Futloch“ taufen können, freilich ginge das dem durchschnittlichen Tiroler (und nicht nur) Volk zu weit.

Die „Fut“ war ja ursprünglich etymologisch eine Art Sack, ein Vorläufer des modernen Reisegepäcks, geblieben ist davon lediglich die auf die Vagina übertragene Begrifflichkeit und das Wörtchen „Futeral“. Mittelhochdeutsch ein „vut, fud“ (vergleiche hierzu das Liederbuch der Clara Hätzlerin), beziehungsweise in den Liedern Neidharts von Reuental (13. Jhdt.) ebenso emsig besungen, wo ein „Dörper“ (=Dörfler, ergo Dörpel-Töpel) den berühmt gewordenen Griff an den „fudenol“ (nol=Hügel) seiner Tänzerin praktiziert, der auch auf Österreichs ältesten Profanfresken (Wien I., Tuchlauben 19, Stiegenhaus) bewundert werden kann. Alles auch in der Formulierung „Hundsfoß“ enthalten, vermutlich aus dem indogermanischen Stamm „pu“ (faulen, stinken) entstanden, daher auch pfui pfui!

Bei „Dörfler“ (also Töpel) denkt man in Österreich vornehmlich gerne an Gerhard Dörfler zurück, seines Zeichens vormaliger Landeshauptmann von Kärnten, der später aufgrund von Untreue und Vorteilsnahme rechtskräftig verurteilt ward. Ich erinnere mich an pikante Aufregungen, als dieser während einer Pressekonferenz tatsächlich einen „Negerwitz“ zum Besten gebend, die baldige Kritik daran nicht angebracht fand, um später freilich zu erläutern, dass es sich keinesfalls um einen Negerwitz gehandelt habe, vielmehr sei ein Kakaowitz seine vordergründige Absicht gewesen. „Es geht eindeutig um Kaka“, so Dörfler. (Wer sich ein Urteil darüber bilden will, kann den Schwachsinn im Internet finden, ich für meinen Teil werde es nicht noch weiterverbreiten; lieber mal so viel, mit Quellenangabe – auf die Frage nach der

finanziellen Situation Kärntens anno dazumal verlaublich der Landeshauptmann:

„Wir sind nicht neger!“ (Anm. „neger“= österr. „mittellos“, „pleite“;

<https://www.youtube.com/watch?v=JL7LR8g8gqA>)

Und ja klar, ist im Grunde nicht so schlimm, lasst uns im Kitzloch einen heben! Etymologisch sind wir allerdings noch nicht ganz durch, denn die Bezeichnung „fud“ geht unter anderem auch auf die bayrisch-österreichische „Fotzn“ (Maul) zurück, von wo aus sie sich erfolgreich, über die enge Beziehung zwischen Vaginalem und Oralem, zur cunnus-Metapher entwickelte. Auch eine Herleitung aus dem schweizerischen „Fotze“ (zottiges Haar) sei denkbar, welches über den offenkundigen Bezug zum Schamhaar allzu leicht zur Genitalmetapher mutiert. In diesem Zusammenhang erwähnenswert ist das Wort „mutze“, welches aus Heinrich Wittenwilers Poem „Ring“ einem einschlägigeren Publikum vertraut sein dürfte: „des ich laider nie genoß, umb ain klaines häftelein, das ich trüg vor der muselen mein.“

Beim „häftelein“ handelte es sich einerseits um eine Schmuckspange, die in Höhe des Geschlechts – möglicherweise am Gürtel – drapiert wurde, andererseits um eine Anspielung auf das männliche Glied. Die Form „musel“ stellt eine Deminutivform der Bezeichnung „mutze“ dar, zu der das Deutsche Wörterbuch anführt: „etwas Kurzes, Verschnittenes, Verstümmeltes“, im Speziellen unter anderem „ein thier ohne schwanz“. Vor dem Hintergrund der Vorstellung des weiblichen Genitals als einem „verschnittenen“ männlichen Glied wäre dies durchaus als Herleitung vorstellbar. Gewiss ist erneut eine Kontextualisierung der „mutze“ über die Bedeutung „Schamhaar“ möglich, und da „mutz“ im Bayrischen auch eine „Katze“ und im Schweizerdeutschen einen „Bär“ bezeichnet, sind folglich neuhochdeutsche Bezeichnungen wie „Möse“ und „Muschi“ gleichfalls erklärt. Was mich wiederum zu einem Exkurs in meine Bundesheerzeit verleitet, in der die winteraugliche, gefütterte Kopfbedeckung seitens unserer für uns zuständigen Unteroffiziere vornehmlich als „Bärenfut“ tituliert wurde.

Eine weitere, nicht mehr so bekannte Bezeichnung für das weibliche Genital lautet im Übrigen „kutz“ (um den Kreis zum „Kitzloch“ zu schließen), bzw.

„kutze“, „kütze“, „kotze“. Im „Tor Hunor“ des Codex Vindobonensis (handschriftliche Überlieferungen deutschsprachiger Texte des Mittelalters) findet sie sich etwa der Eintrag: „man sol mich in der kotzen spüren, der geb ich hert stich“. Oder auch: „du klebst als ein rötzelein den fraun an dem kütze“. Nun denn, beim „Kitz“ sind wir u.a. schnell mal beim „kitzeln“, einem lautmalerischen Wort, das leichten Juckreiz und Verlangen (um 1500) zum Ausdruck brachte, „kitzelig“ wurde zu jener Zeit auch im Sinne von „heikel“ oder „riskant“ verwendet, der „Kitzler“ der Klitoris ist die logische Konsequenz.

Das „Kitzloch“, unendliche Weiten, ich meine, vielleicht sollten die Zuständigen doch eine Umbenennung in Betracht ziehen, Buchempfehlungen ließen sich gleichfalls etliche aussprechen, versucht es doch zwecks Inspiration mit Satu Heiland: „Visualisierung und Rhetorisierung von Geschlecht“, erschienen im De Gruyter Verlag.

Daniel Wisser: Corona Diaries

06.04.2020

Daniela erzählt mir folgende Begebenheit: Im Supermarkt fällt einer alten Frau die Tasche aus der Hand. Daniela geht auf sie zu und will die Tasche aufheben. Dann hält sie inne: Ach ja, Abstand halten. Wann wird dieses Innhalten wieder verschwinden?

05.04.2020

Alle Österreicherinnen und Österreicher sollen sich selbst freiwillig die elektronische Fußfessel anlegen. Eine Art Geste der Unterwürfigkeit den Herrschern gegenüber. Symptomatisch ist das fehlende Demokratiebewusstsein bei Regierung UND Bevölkerung: Wenn es Lob auszusprechen gibt, bekommen es die Herrschenden. Wenn es Tadel gibt, gilt er den Untertanen. Passiver Widerstand muss wieder gelernt werden!!! (Drei Rufzeichen)

04.04.2020

Ich muss zu Fuß in die Glockengasse. Gehe durch die Stüwerstraße, wo ein Lokalbesitzer Stuhl für Stuhl, Tisch für Tisch und Topfpflanze für Topfpflanze seinen Gastgarten aufbaut. Kein einziger Gast ist da. Ich stelle mir eine Szene vor wie in Ionescos *Die Stühle* oder Ror Wolfs Text *Gambas Theater*: Der Lokalbesitzer ist nicht nur Lokalbesitzer, sondern auch sein eigener Gast, Kellner, Koch, Putzfrau, vielleicht sogar der Polizist, der kommen muss, weil die Nachbarn die Polizei gerufen haben.

03.04.2020

Beim Lesen der Corona-Tagebücher kommen mir auch die Einträge der anderen Autorinnen und Autoren so vor, als wären sie von mir. Schrecklich, wie kollektiv alles geworden ist. Wir denken, träumen, erleben dasselbe, nähen Masken nach denselben Schnittmustern.

02.04.2020

Zu meinem allerersten Corona-Tagebuch-Eintrag habe ich nun endlich einen Text geschrieben, der die Neigung zur Romantisierung der Katastrophe vielleicht besser beschreibt:

Klavierstunde

Als die Röntgenassistentin Eder acht Jahre alt war, sah sie im Fernsehen einen Bericht über eine Hochwasserkatastrophe in einer fremden Stadt. Die Menschen führen — anstatt durch die Straßen zu gehen — mit Booten durch die Stadt, mussten tagelang ohne elektrischen Strom auskommen und kreischten bei den Interviews, sie stünden über Nacht vor dem Nichts. Die Röntgenassistentin Eder träumte von einer solchen Katastrophe in ihrer Heimatstadt. Sie beschloss, ein Boot zu bauen und es mit Vorräten von Kerzen und Streichhölzern auszurüsten. Damit würde sie durch die Gassen rudern, die Stadt wäre von Millionen Kerzen beleuchtet und die Klavierstunde mit der Musiklehrerin De Praun müsste abgesagt werden, weil das Klavier unter Wasser stand. Achtunddreißig Jahre später erwachte die Röntgenassistentin Eder und wollte die Lampe auf ihrem Nachtkästchen einschalten. Als das Licht nicht anging, wollte sie

aufstehen, doch sie spürte, als sie den Fuß aus dem Bett streckte, dass das Schlafzimmer unter Wasser stand. Das Hochwasser war da! Doch die Röntgenassistentin Eder hatte das Boot nie gebaut. Unter Tags musste sie feststellen, dass Kerzen und Streichhölzer in den Supermärkten aufgrund von Hamsterkäufen nicht mehr vorrätig waren. Und das Klavier spielen hatte sie schon im Alter von sechzehn Jahren aufgegeben. Sie besaß nicht einmal mehr ein Klavier, das unter Wasser stehen konnte.

01.04.2020

Definieren Sie *die Zeit nach Corona*. Variante 1: Anfang Mai Beer Pong und Massenschmuseri in den Biergärten. Dann kommt die zweite Welle (wie bei der Spanischen Grippe). Variante 2: Im Dezember 2021 betritt nach 22 Monaten die Oma wieder die Wohnung der Tochter und der Enkelin. Das kleine Kind hängt an der Mutter und fragt: Wer ist diese alte Frau? Variante 3: Im Oktober steige ich in Frankfurt am Bahnhof aus und gehe zu Fuß zum Hotel. Im Hotelbett, in der Dusche und im Frühstücksraum denke ich: Wird das alles täglich desinfiziert? Variante 4: Schweizerhaus am 30. April 2020. *Corona? Ah ja, das war damals unter dem Dings ... na, wie hat er geheißen?*

31.03.2020

Das Prognosespiel, was *die Zeit nach Corona* betrifft, wie gerne gesagt wird, ist das reinste Wettbüro. Werden die Menschen verstanden haben, dass Kaputtsparen im Gesundheits- und Sozialbereich, grenzenloses Ausbeuten von Ressourcen und Umwelt und zügelloses Gewährenlassen der Wirtschaft sich früher oder später gegen sie selbst wenden? Die Zyniker sagen: Ja, zwei Wochen lang wird diese Erkenntnis anhalten. Und die Zyniker haben schließlich 94%.

30.03.2020

Ich lese die Biografie von Andrej Sacharow, Erbauer der Sowjetischen Wasserstoffbombe, später Friedensaktivist und Dissident. Interessant ist nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form: Da ihm Teile des Manuskripts von Sicherheitskräften und KGB-Agenten immer wieder weggenommen werden,

schreibt er aus dem Gedächtnis immer wieder Nacherzählungen des bereits Erzählten und Nachnacherzählung der Nacherzählungen usw. usf.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Melitta Breznik, geboren 1961 in Kapfenberg, studierte Humanmedizin, spezialisierte sich als Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie lebt und arbeitet im Kanton Graubünden. Ihr Roman *Mutter. Chronik eines Abschieds* erscheint im Mai 2020 bei Luchterhand.

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilia* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn ich mit dir rede* (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lisz Hirn, geboren 1984, studierte Geisteswissenschaften und Gesang. Sie ist als Philosophin, Publizistin und als Dozentin in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig sowie als freiberufliche Künstlerin an internationalen Kunstprojekten und Ausstellungen beteiligt.

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Robert Pfaller, geboren 1962 in Wien, studierte Philosophie, ist nach Gastprofessuren in Chicago, Berlin, Zürich und Straßburg Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Zuletzt: *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur* (S. Fischer 2017).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggl, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.